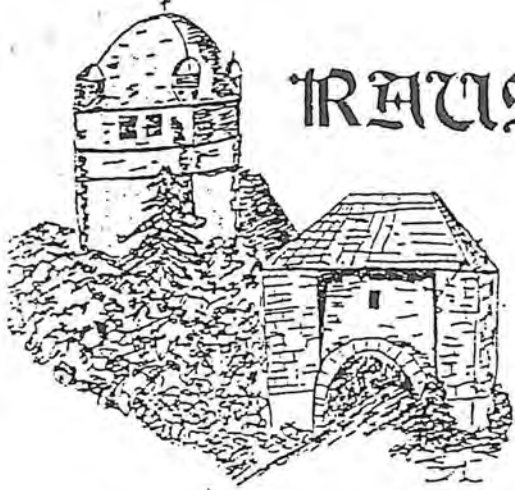




Der „Kultur- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V.“ (KVR) – früher „Verkehrs- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V.“ (VVR) – ist seit 1994 Herausgeber der „Museumsschriften – Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums zu Geschichte, Landschaft und Volkskunde“. Insgesamt sind die folgenden elf Museumsschriften erschienen, die als Fotokopien verteilt und in der Rauschenberger Stadtbücherei verkauft wurden und werden. Einige sind heute nicht mehr erhältlich, sie können jedoch hier gelesen werden.

1. Trost, Gerhard (1994): Arado Bellachini alias Wilhelm Mann
2. Trost, Gerhard (1995): Der Rabenstein auf dem Elbesberg
3. Trost, Gerhard (1996): Brände Brandgefahren Brandschutz
4. Trost, Gerhard (1996): Museumsführer des Rauschenberger Heimatmuseums
5. Trost, Gerhard (1997): Wappen und Siegel der Stadt Rauschenberg
6. Trost, Gerhard (1997) (Neuaufgabe): Das Rauschenberger Fachwerk-Rathaus
7. Wissemann, Wilhelm (1998): Sitten und Gebräuche in Rauschenberg
8. Wissemann, Wilhelm (2001): Jüdische Spuren in Rauschenberg
9. Wolf, Willi (2003): Valentin Traudt --- 1864-1950
10. Trost, Gerhard (2004): Historische Zeittafel von Rauschenberg
11. Riedig, Ursula (2007): Die Geschichte der „Russlanddeutschen“

Alle Schriften können in dieser PDF-Datei mit Hilfe eines PDF-Readers gelesen und ausgedruckt werden. Außerdem lässt sich in ihnen nach bestimmten „Begriffen“ suchen bzw. recherchieren.



RAUSCHENBERGER



Museumsschriften

=====

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums
zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

2 / 1994

GERHARD TROST

ARADO BELLACHINI alias WILHELM MANN

ILLUSIONIST - ZAUBERKÜNSTLER
aus Rauschenberg

eine Biographie

HERAUSGEBER: VERKEHRS- UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN
RAUSCHENBERG E.V.

ARADO BELLACHINI - alias WILHELM MANN

Die Kunst und die Faszination der Zauberei, die Illusion durch magische Darbietungen zu verzaubern, haben ihn von Jugend an beeindruckt und begeistert. Sein Berufsziel war dadurch vorgezeichnet: Illusionist - Zauberkünstler zu werden. Wer war diese Person? Sie hieß WILHELM MANN, war geboren in Rauschenberg und nannte sich mit Künstlernamen "ARADO BELLACHINI".

Magische Darbietungen sind wahrscheinlich so alt wie die Menschheit. Zauberei - Magie - Illusionismus sind kaum voneinander abzugrenzende Begriffe. Historiker vermuten, daß bereits in vorgeschichtlicher Zeit gezaubert wurde. In der späteren Zeitspanne, vom ägyptischen Altertum bis zum Ende des Mittelalters, kann man alle Vorstellungen der Zauberei, vom religiösen Bereich zum Übernatürlichen, in unbegrenzten Variationen, unter Ausnutzung der menschlichen Einfalt, erleben. Die vielfältigen Mischungsformen der Magie haben zur damaligen Zeit in der Denkweise bei Millionen Menschen Furcht und Schrecken ausgelöst. Auch bestanden zwischen Zauberkunst und Religion enge Beziehungen, die mit zur Verbreitung kirchlicher Ziele herangezogen wurden. Reiver Glaube und finsterner Aberglaube entwickelten sich nebeneinander und haben über Jahrhunderte die Welt beherrscht. Gerade das Mittelalter war geeignet an übernatürliche Vorstellungen zu glauben, insbesondere hervorgerufen durch Veränderungen der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen, durch den Verfall und Untergang der römisch-antiken Kulturwelt, durch Völkerwanderungen u. a. Zu jener Zeit entstand der Begriff der "Schwarzen Magie". Gaukler und Zauberer versuchten zu ihrem Vorteil große Massen in ihren Bann zu ziehen, indem sie durch besondere Tricks übernatürliche Fähigkeiten vortäuschten und den Eindruck der Teufel- und Geisterbeherrschung vorgaben mit fatalen Folgen: Der

damalige Hexenglaube mit seinen schrecklichen Prozessen und Verbrennungen fällt in jene Zeit und wird mit der Zauberei in Verbindung gebracht.

In heutiger Zeit sind solche banalen Denkweisen nicht mehr vorstellbar.

Heute wird die Zauberkunst als Spiel und Unterhaltungsspaß verstanden, zu denen ein Höchstmaß an Konzentration, Verführungskunst, Fingerfertigkeit und Taschenspielertricks gehören. Zauberei ist heute ein amüsanter Gesellschaftsspiel, welches durch wunderbare Illusionen die Menschen beeindrucken und in ihren Bann ziehen kann.

Besonders im 18. und 19. Jahrhundert war die Magie ein gefragtes Unterhaltungsprogramm. Zaubernummern wurden in Zirkussen, aber auch in eigenen Schaustellerunternehmen mit abendfüllenden Programmen vorgeführt. Bedeutende Zauberkünstler faszinierten die Menschen durch beeindruckende Zaubertricks und Kunststücke und gelangten zu weltweiter Bewunderung; so die Italiener Josef Pinetti und Bartolomeo Bosco, die Österreicher Ludwig Leopold Döbler und Nepomuk Hofzinser, der Franzose Robert Houdin und der Pole Samuel Berlach, der sich "BELLACHINI" nannte, um nur einige zu nennen.

Wohl keiner aber hat wohl so viele Nachahmer gefunden wie Bellachini, der durch die herrliche Ausstattung seiner Geräte, durch Vorführung seiner Kunststücke und Fingerfertigkeit und durch seine eigene stattliche Erscheinung die Massen faszinierte. Er empfing mehr Ehren und Auszeichnungen als irgend ein Staatsmann, General oder Wissenschaftler seiner Zeit. Kein zeitgenössischer Monarch versäumte es, ihn auszuzeichnen: vom russischen Zar bis zur Königin Viktoria, vom italienischen bis zum bayerischen König, ganz zu schweigen von den Fürsten aller der kleinen Länder. Er starb 1885 in Parchim. Er war der volkstümlichste Zauberer in Mitteleuropa.

Von ihm mag Wilhelm Mann aus Rauschenberg besonders beeindruckt worden sein als er sich der Zauberkunst zuwendete und sich dann später seinen Namen ARADO BELLACHINI zulegte.

Wilhelm Mann wurde am 1. April 1893, als jüngstes von sechs Kindern, in Rauschenberg geboren. Schon als kleiner Junge interessierte ihn die Zauberkunst und er begeisterte sich für die Artistik.

Mit 14 Jahren wandte sich der künstlerisch begabte Junge zunächst der Malerei zu und bevorzugte besonders landschaftliche Motive, die er in der Schweiz, wohin seine Familie übersiedelt war, verkaufen konnte und sich somit sein erstes Geld verdiente. Seine Malerei war jedoch nur eine Zwischenstation für eine artistische Laufbahn, die seiner beruflichen Vorstellung entsprach.

So ging er mit 16 Jahren zum Schweizer Nationalzirkus Knie, wo er seine ersten Zaubernummern vorführte.

Lange hielt er es jedoch nicht beim Zirkus aus, er wollte eine eigene Zauberschau gründen. Dies geschah 1913, gerade 20 Jahre alt, als er als selbständiger Illusionist, ernannte sich nun ARADO BELLACHINI, mit einer eigenen abendfüllenden Zauberschau durch Europa zog. Er entwickelte sich zum Varieté-Künstler, der sein Publikum mit seinen Fertigkeiten beeindrucken konnte. Bei seinen Vorstellungen verwandelte er u.a. die Bühne in ein Blumenmeer und verblüffte mit der Illusion der "schwebenden Jungfrau".

Auf seinen Reisen im hölzernen Zirkuswagen begleitete ihn seine zweite Frau Milly (seine erste Frau war schon früh verstorben) und auch zeitweise sein Kirchhainer Neffe Hans Mann, den er in die Geheimnisse der Magie einweihte.

Später trat dann auch Hans Mann zusammen mit seinem Partner Günter Reich als Artisten Duo "Zwei Reichmanns" in den Zauberschauen Arado Bellachinis, auf.

Kurze Zeit wohnte er in Marburg und zog dann in seine Heimatstadt Rauschenberg, wo er am 12. August 1971 starb. Nur 5 Wochen später verstarb auch seine Ehefrau Milly, beide wurden auf dem Rauschenberger Friedhof beerdigt, wo ein Grabstein an das Artistenpaar Bellachini erinnert. Die Grabstätte wird heute von einer Nichte Bellachinis, Frau Martha Nachtigall, geb. Mann, gepflegt.

Eine Foto-Dokumentation erinnert heute im Marburger Zirkus- und Varieté-Archiv an Wilhelm Mann, alias ARADO BELLACHINI, aus Rauschenberg.

Quellen:

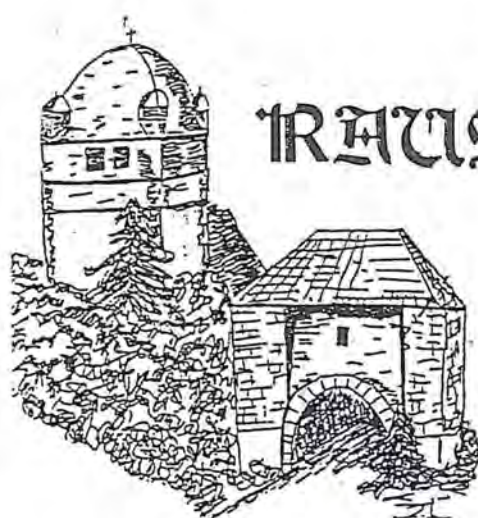
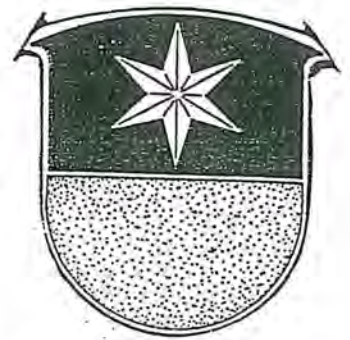
Reich/Mann: Referat "100 Jahre Bellachini"

Seldow: "Die Kunst Frauen zu zersägen"
Lübbe Verlag 1964.

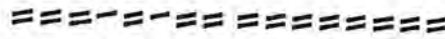


Bellachinis Zauberschau mit seiner Frau Milly
und den zwei Reichmanns.
Mit dem hölzernen Wohn- und Gerätewagen zog er
durch Europa.

RAUSCHENBERGER



Museumsschriften



Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums
zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde



1/95

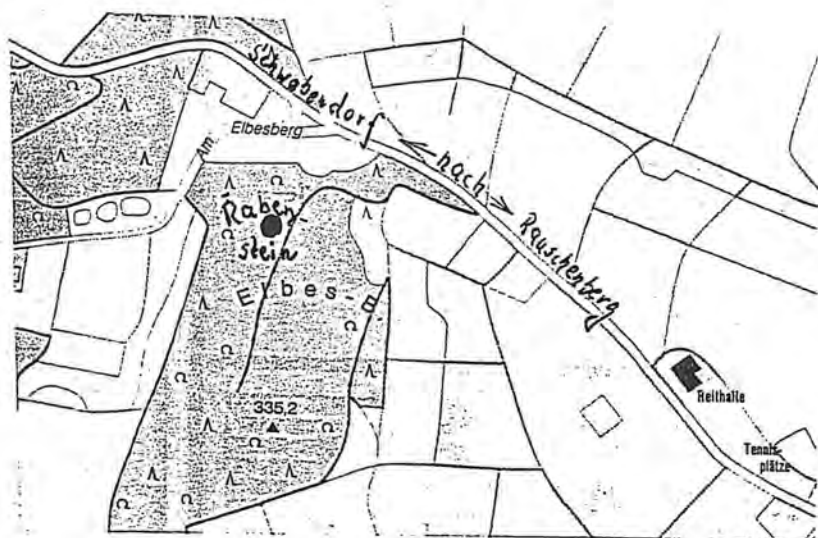
Gerhard Trost

**Der Rabenstein
auf dem Elbesberg
bei Rauschenberg**

HERAUSGEBER: VERKEHRS- UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN
RAUSCHENBERG E.V.

Der Rabenstein auf dem Elbesberg bei Rauschenberg

Der Rabenstein liegt auf dem Elbesberg, einem mit Kiefern bestandenen Waldteil südlich der Straße Rauschenberg Schwabendorf. Es ist ein sechseckiger Buntsandsteinfelsen von ca 4 m Länge und 3 m Breite, der etwa 1 m aus dem Erdreich herausragt. Die Oberfläche ist ungleichmäßig verwittert. Auf der nach Westen hangseitigen Steinfläche befinden sich ca. 40 Vertiefungen (Schälchen), die sich in leichtem Bogen längsseits auf dem Stein entlangziehen. Ferner befinden sich links und rechts der Längsseite je eine Rune. Im Volksmund wird der Stein Rabenstein genannt.



Lage des Rabensteines

Nach Aussagen von Historikern haben die in ganz Europa verbreiteten Schälchen- oder Näpfchensteine in der Jungsteinzeit bis hin zur Wikingerzeit eine große Rolle bei Kulthandlungen gespielt. Häufig findet man sie zusammen mit Runenzeichen, Sonnenbildern, Radkreuzen, Schiffen, Menschen und Tieren. Bei dem Rabenstein kann man daher davon ausgehen, daß die Schälchen und die Runen durch Menschenhand für sakrale Handlungen angebracht worden sind.

Ein weiteres spricht noch für eine kultische Stätte, nämlich die Lage des Steines auf dem Elbesberg. Elben, Elfen oder auch

Alben werden in der germanischen Mythologie als Zaubergeister hilfreicher, jedoch auch unheilvoller Art gedeutet, die in verschiedenen Gestalten und Funktionen geistern.

Opfergaben sind die ältesten und wichtigsten Formen von Kulthandlungen. Sie dienen dem Kontakt zu überirdischen Mächten und dem Glauben an eine Kraftübertragung auf den Opfernden. Es gibt Bitt-, Dank-, Weih- oder Sühneopfer. Sie sind vielgestaltig und reichen von der Darbietung von Sachen, Speisen, Pflanzen über Tier- bis hin zum Menschenopfer. Letzteres ist für das Christentum durch den Kreuzestod Jesu das einmalige und endgültige Opfer.

Auch von dem im Volksmund genannten Rabenstein, mit Hinweis auf die Rabenvögel (Krähen), kann man diese Bezeichnung so deuten, daß der Aufenthalt der Vögel in Nähe des Steines von dem Nahrungsangebot der Speiseopfer herrührt. Eine Namensbeziehung zum Stein ließe sich auch von daher ableiten.

Es läßt sich also von Schälchen und Runen, der Lage auf dem Elbesberg und der Namensbezeichnung Rabenstein ein Zusammenhang folgern, der auf eine germanische Kultstätte deutet.

Kulthandlungen bei unseren germanischen Vorfahren galten der Stärkung ihres menschlichen Lebens, aber auch der Abkehr schadenbringender Gewalten und somit Furcht und Ehrfurcht vor der strafenden und heilspendenden Gottheit. Neben den verschiedensten Kultgegenständen (Bildern, Symbolen, Opfergaben u.a.) gehören nach Feststellungen von Historikern auch Schälchensteine zur Aufnahme von Opfergaben, die hier in Form von Nahrungsmitteln, Blumen und auch Münzen dargebracht wurden. Auch könnten solche Gaben den Elfen gegolten haben, die nach damaligem Glauben unter dem Stein wohnten und die man gütig stimmen wollte. Die Vermutung liegt also nahe, den Rabenstein *als einen germanischen Opferstein zu deuten.*

Was die beiden Runen des Rabensteines betrifft, so ist das Zeichen auf der rechten Seite ein spitzer Winkel, dessen Scheitel

hangaufwärts zeigt. Der linke Schenkel überragt den rechten um ca 1 cm.. Diese Rune ist allerdings durch starke Verwitterung nur noch schwer erkennbar. Das Zeichen auf der linken Seite des Steines besteht aus einer senkrechten Geraden von dessen Mitte ein Ast nach rechts schräg aufwärts abzweigt. Da jede der beiden Runen für sich allein steht und sie ca. drei Meter auseinanderliegen, dürften es sich um keine Buchstabenrunen, sondern eher um Sinnzeichen handeln.



linksseitige Rune



rechtsseitige Rune

Sicherlich gibt es über den Rauschenberger Rabenstein auf dem Elbesberg keine gesicherten wissenschaftlichen oder schriftlich überlieferten Erkenntnisse. Doch dürfte der Stein nach Lage (Elbesberg/Elfenberg), Beschaffenheit (Schälchen, Runen) und auch sprachlicher Überlieferung (Rabenstein) als ein vorchristliches Heiligtum angesehen werden.

Literatur:

Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, 39. Jahrgang 1973, Heft 2

Aufsatz von Konrad Müller, Marburg, über den Rabenstein auf dem Elbesberg bei Rauschenberg

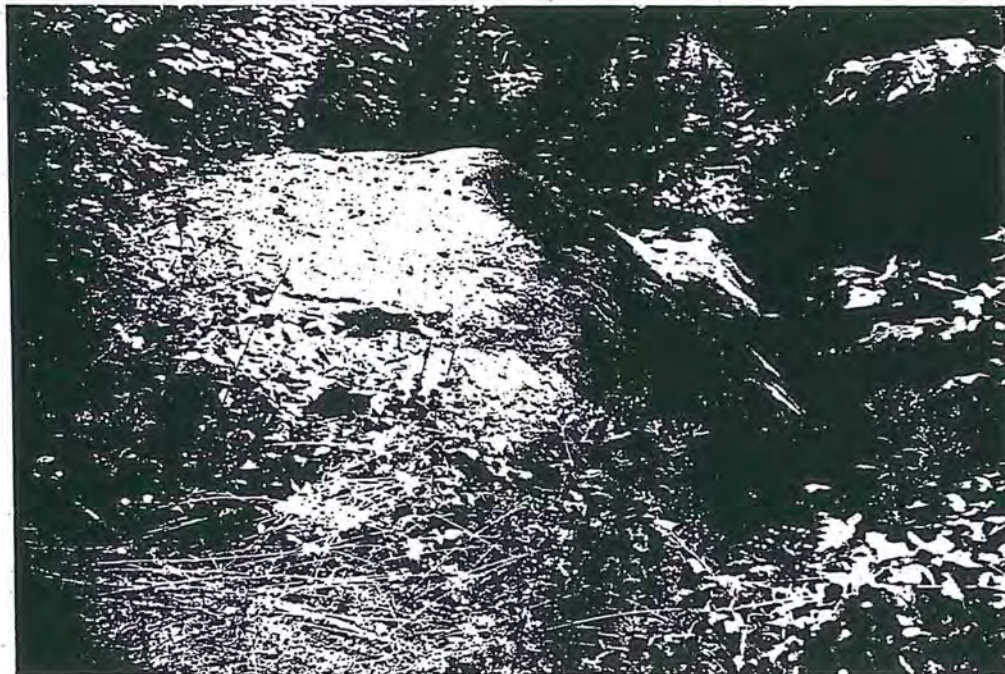
„ .. Hays W. Hansen, Schleswig, zur Verbreitung und Bedeutung der Schalensteine

Oberhessische Presse, Ausgabe vom 25.08.1969: „Gelb zeigt zum Rabenstein“ Verkehrsverein markiert historischen Wanderweg.

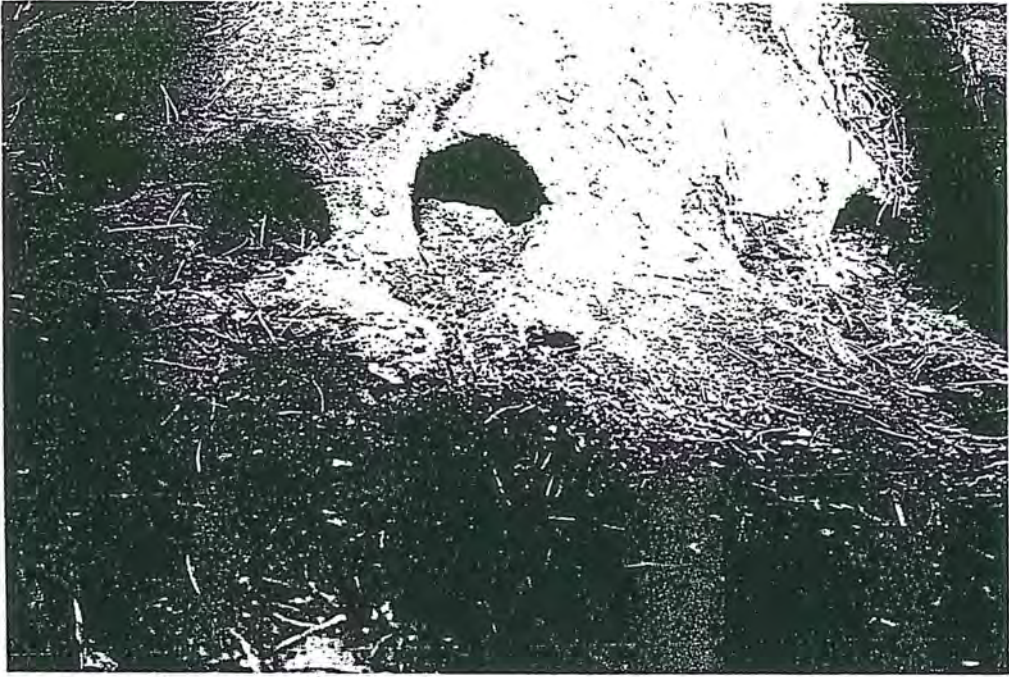
Der Rabenstein



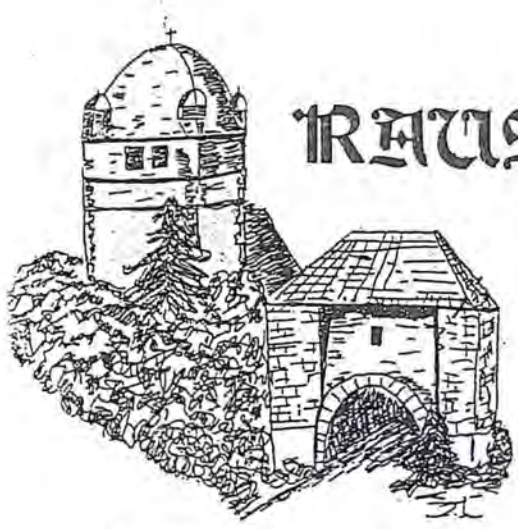
Seitenansicht von rechts



Seitenansicht von links



Vertiefungen (Näpfchen)



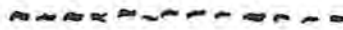
RAUSCHENBERGER



Museumsschriften



Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums
zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde



1/1996

Gerhard Trost

Brände - Brandgefahren - Brandschutz
in Rauschenberg

HERAUSGEBER: VERKEHRS- UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN
RAUSCHENBERG E.V.

Brände - Brandgefahren - Feuerschutz in Rauschenberg

Allgemeines

Seit jeher üben Brände eine faszinierende Doppelwirkung zum positiven und zum negativen auf uns Menschen aus. Positiv wirken sie durch ihre lebensnotwendige Licht- und Wärmewirkung, negativ als Naturgewalt, wenn sie außer Kontrolle geraten und uns so eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit ihnen gegenüber deutlich werden.

In der Antike zählte das Feuer zu den vier Elementen neben Erde, Luft und Wasser. Im religiösen Verständnis wird es sogar als göttliche Macht angesehen.

Feuer hat auch bei der Entwicklung und Entfaltung der Stadt Rauschenberg eine schicksalhafte Rolle gespielt, wurde doch nach einer Feuersbrunst der damaligen Siedlung das Stadtrecht verliehen. Die dadurch erhaltenen besonderen Befugnisse trugen ganz entscheidend zu einer erfolgreichen wirtschaftlichen städtischen Entwicklung bei.

Durch die besondere Bauweise wurde die Stadt von größeren Brandkatastrophen heimgesucht. Die Häuser waren innerhalb der Stadtmauer zwangsläufig eng aneinandergelagert, sie waren in Holzbauweise und strohbedeckt errichtet. Hinzu kommt noch das Hantieren mit offenem Feuer, so daß von daher größere Brände nicht auszuschließen waren. Auch durch fremde durchziehende Truppen kam es immer wieder zu Schadenfeuern. Außer den großen Brandkatastrophen 1266, 1507, 1529, 1624, 1639 und 1641, die immer wieder Teile der Stadt vernichteten, waren kleinere Brände in Rauschenberg, wenn auch nicht alltäglich, so doch sehr häufig.

Merian schreibt über Rauschenberg in seiner Topographia Hassiae: „Diese Stadt ist von Brant verseert worden 1266, 1507, 1515, 1529“.

Die Brandgefahren und die Feuerordnungen

Durch die Gefährlichkeit der Brände für Leben, Gesundheit, Eigentum und Besitz wurden seit Seßhaftwerden der Menschen bauliche-, wohnliche- und arbeitsbedingte Maßnahmen gegen Brandgefährdung durch landesherrschaftliche, kommunale und betriebs- und arbeitsbedingte Institutionen angeordnet, die natürlich der jeweiligen Zeitepoche angepaßt waren.

Für Rauschenberg hatten die Feuerordnungen der Stadt Marburg und die Landesordnungen Gültigkeit, die ab dem 16. Jahrhundert vorliegen.

Der bauliche Zustand der Häuser innerhalb der Stadt barg eine ständige Feuergefahr. Die Bauordnung von 1524 besagte, daß die Scheunen möglichst aus der Stadt verbannt werden, die Fachwerkhäuser mit Lehmputz zu versehen und mit Ziegeln zu decken sind. Hierzu die entsprechende Feuerordnung:

„...Außerdem soll eine jede Stadt sich bemühen, soviel Scheunen wie möglich aus den Städten heraus zu bringen, und damit es geschehen kann, sollen die Städte dabei helfen. Wo es aber gar nicht möglich ist, mag man es unterlassen.“

„...Sie (die Städte) sollen darauf achten, daß jeder sein Haus mit Ziegeln oder Schieferstein oder Stein decke, und überall soll die Stadt den vierten Ziegel dazu geben, Strohdächer sollen hinfüro nicht geduldet werden, sondern man soll sie abbrechen, auch hinfürter keine von neuem mehr machen, und so einiger eines machet oder machen lässet, dem soll solches nicht allein abgebrochen, eingerissen, sondern noch über das unnachlässig gestrafft werden.“

Sichtbare Zeichen in Rauschenberg hierzu: Das Rathaus war bis in das 19. Jahrhundert verputzt, ein Großteil der Scheunen wurde außerhalb der Stadtmauer gebaut, die strohbedeckten Häuser wurden nach und nach mit Ziegeln gedeckt. Eine städtische Ziegelhütte wurde 1777 errichtet.

Bis zur Einrichtung einer zentralen Wasserversorgung (1900) wurde alles Wasser, auch das Löschwasser aus den Kümpfen bezogen. Ein sogenannter Brunnenleiter wurde städtischerseits berufen, der dafür sorgen mußte, daß stets ausreichend Wasser zur Verfügung stand. Notfalls mußte Löschwasser aus der Wohra geholt werden. Auch sollte im Falle eines Brandes Löschwasser in Kübeln vor den Häusern stehen, damit sich die Löschmannschaft damit bedienen konnte. In der Feuerordnung heißt es hierzu: *„Diejenigen Leuthen, so in der Strassen, wo das unglück entstanden, wohnen, sollen so bald gnugsame faßbüten vor die thüren schaffen, damit das Weibsvolck das Wasser darein schütten und die leschende Bürgerschaft an Wasser keinen mangel heben möge, auch wo sichs thun lassen will soll das vergossene Wasser in hangenden gassen mit schütten von mist und ander materi gedämnet, und also zu fernerm gebrauch behalten werden.“*

Desweiteren mußte die Stadt dafür sorgen, daß immer eine ausreichende Menge an Leitern, Feuerhaken und ledernen Eimer bereitstanden. Auch jeder Bürger hatte sich mit entsprechendem Löschgerät auszustatten. Hierzu die Feuerordnung:

„In einer jeden Stadt soll eine ausreichende Menge an Leitern, Feuerhaken und ledernen Eimern bereitgestellt werden.

Es sol sich auch ein jeder Bürger im seinem Hause mit guter feuer Instrumenten als Sprützen oder lederne Eymern versehen, sich solcher im fall der noth haben zu gebrauchen, auch seinen Eimer mit einem gewissen Merckzeichen bezeichnen, damit solcher unter den Stadteymern erkäntlich sey.

Und weil man wahrgenommen, daß je und allwege bey solchen fällen von der Stadt ledderne Eymern viel verkommen und vereusert werden, so soll ein Jeder erinnert und ermahnet seyn, sich dessen bey höchster Straff zu enthalten.

Auch soll ein jeder, so allhier Bürger sein will, sobald Er den Eyd abgelegt, einen leddernen Eymern auff das Rathhauß zu geben schuldig seyn.

Bey dem Brand sollen die Feuer-Herren mit allem fleiß dahin sehen, damit die Leute ordentlich in zwey Reihen vom Wasser an bis an das Feuer gestellet und in einer reihe die Eymern mit Wasser, in der anderen reihe aber die ledigen Eymern wieder zurück nach dem Wasser gereicht werden mögen.“

Bei den täglichen Arbeitsabläufen mußte man sich, wenn die Tage wieder kürzer wurden, künstlicher Lichtquellen bedienen, die eine Hauptbrandgefahr bedeuteten. Dies bezog sich sowohl auf die Außenbeleuchtung der Stadt als auch auf die Innenbeleuchtung der Häuser.

Als Straßenbeleuchtung dienten Fackeln, präpariert mit Harz, Pech oder Tierfett, die sehr brandgefährlich waren. Auch wurden reine Strohbuschel als Fackeln verwendet. In der Landesordnung von 1558 hierzu:

„Mit brennenden Wischen soll man bei nacht nicht gehen, noch viel weniger die verbrannten Stümpfe derselben auf Straßen oder sonst, besonders den Misten,

niederwerfen. Wer bei Nacht mit Licht gehen will, der soll es tragen in einer Leuchte.“

Im 18. Jahrhundert (genaue Jahreszahl nicht bekannt) wurde in Rauschenberg der erste Straßenpetroleumbrenner angeschafft. Ein Laternen-Wärter mußte für seine Funktion sorgen. Es wurde abends soviel Brennstoff eingefüllt, wie die Lampe bis zum Hellwerden benötigte.

Für die Innenbeleuchtung der Häuser wurde zunächst der Kienspan (aus harzreichem Kiefernholz) und das Talglicht verwandt. Auch benutzte man Kerzen (allerdings nur in begüterten Häusern, da sie sehr teuer waren). Die verbreitetste Form der Innenbeleuchtung war jedoch später die Öllampe, als Ständerlampe an einem Lichter knecht oder als Hängelampe an der Decke im Gebrauch. Danach folgten Petroleumlampe, Karbidlampe und ab 1921 das elektrische Licht.

Eine herausragende Bedeutung in den Häusern hatte der Küchenherd mit dem Herdfeuer. Die Küche war in den meisten Häusern der einzige beheizbare Raum, wo sich die Familie in der kalten Jahreszeit versammelte. Auf dem Küchenherd wurde das Essen gekocht, zugleich war er auch Wärmequelle für das ganze Haus. Bei den mittelalterlichen Fachwerkhäusern bestand aber auch Brandgefahr, weil die Rauchfänge und Schornsteine sich sehr oft in schlechtem Zustand befanden. In der Feuerordnung von 1732 heißt es hierzu:

„Desgleichen sollen die gefährlichen Rauchfänge, Schornsteine, Maltz- und Holtzdörren abgeschafft, und einem jeden, welcher dergleichen eine hat, bei unnachlässiger bestraffung befohlen seyn, solches bald zu ändern und einen teuglichen Schornstein aufzuführen, mit der Verwarnung, da solches nicht geschehen sollte, daß alsbald solche gefährliche Rauchfänge, Schornsteine, Maltz- und Holtzdarren ex officio über einen Haufen geworfen, und die angedrohte bestraffung angebracht, auch sonsten gegen den nachlässigen ferner verordnung ergehen und keineswegs länger hierin nachgesehen werden sol.

Es soll ein jeglicher bey Tag und nacht, auff sein Licht und Feuer fleisige achtung haben, die Schornsteine jederzeit rein und unzerbrechlich halten, umb dieselbe weder Stroh, Heu, Kohlen, Holtz, Spän, Werck, Flachs, Lohe noch dergleichen sich leicht anzündende Materialien legen: und des Nachts über das ingeschorne feuer oder aschen, mit Pfannen oder Kesseln verwahrlich zudecken, sonderlich aber die Offenlöcher mit nötigen Thürlein verwahren soll.“

Häufig gingen Brände durch Hantieren mit offenem Feuer in landwirtschaftlichen Gebäuden, Scheunen, Ställen und Schuppen aus, so bei der Flachsbearbeitung, beim Dreschen und anderen Arbeiten, da die Lichtverhältnisse oft so ungenügend waren, daß man Licht anzünden mußte, das aus einer offenen Lampenflamme bestand.

Die Arbeitsabläufe vergangener Jahrhunderte waren stets mit der Anwedung von offenem Feuer verbunden, so daß von daher eine ständig drohende Brandgefahr ausging. Hinzu kam noch die enge Bebauung innerhalb der Stadtmauer und der oftmals schlechte Bauzustand der Häuser. Für die Bewohner brachten besonders die großen Brandkatastrophen Not und Elend.

Das Feuerlöschwesen

In früheren Jahrhunderten riefen bei einem Brand Glocken und Brandhörner zur Hilfeleistung auf. Jeder, der konnte, war verpflichtet zu helfen.

In Rauschenberg wurde bei ausbrechendem Feuer die 121 kg schwere Stadtbürgerglocke geläutet, die im Rathausturm hing und nur bei besonderen Ereignissen (Feindangriffen, Parlamentswahlen und Feuer) erklang. Auch bliesen bei Feuerausbruch am Tage der Stadtturmmann, bei Nacht der Nachtwächter mit dem Feuerhorn.

Als Brandschutzgeräte waren zuallererst lederne Wassereimer, Hakenstangen und eiserne Brecheisen im Einsatz. Mit den Wassereimern wurde das Löschwasser durch eine Menschenkette vom Brunnen (Kump) zum Brandherd transportiert, die leeren Eimer wurden in gleicher Weise zum Kump zurückgereicht. Bis 1669 wurde das Löschwasser nur aus dem Marktkump geholt, erst danach auch aus dem alten Kump und ab 1840 aus dem Philippskump. Letztere waren nur als Löschwasserreservoirs vorgesehen. Bei größeren Bränden wurde auch Löschwasser durch Fuhrwerke mit Wasserfässern aus der Wohra geholt. Durch Feuerordnung waren die Bürger angewiesen, vor ihren Häusern mit Wasser gefüllte Bottiche bereitzuhalten.

Die ersten beiden Feuerkübelspritzen werden 1722 erwähnt, die ein Fassungsvermögen von ca. 300 bis 500 Liter hatten. 1740/41 wurde eine größere Spritze angeschafft. Die Kübelspritzen befinden sich im Heimatmuseum.

Eine *fahrbare Feuerspritze* wurde 1749 gekauft und vierspännig mit Pferden gefahren. Sie hatte bemalte Seitenbretter mit Stadtmotiven (die Seitenbretter befinden sich im Heimatmuseum). Wegen der roten Hintergrundmalerei der Seitenbretter wurde sie „die rote Spritze“ genannt. Damit nun auch Einsatz und Wartung durch geeignete Männer erfolgen konnte, wurde unter Bürgermeister Johannes Bott eine *Spritzenmannschaft* gegründet, die aus 30 Männern unter Führung von Conrad Scheffer bestand.

1832 wurde eine sogenannte *Feuer-Compagnie* aufgestellt. Sie umfaßte 74 Mitglieder unter Spritzenmeister Johannes Jockel.

1838 schaffte man eine neue Hand-Kübelspritze an, die von zwei Mann getragen, auch innerhalb brennender Häuser eingesetzt werden konnte.

Eine zusätzliche *Steigermannschaft* wurde 1877 zusammengestellt, die mit einer Spezialausrüstung ausgestattet war.

Das Feuerlöschwesen in Rauschenberg verbesserte sich 1900 ganz erheblich durch den Bau der Wasserleitung. Bei ausreichendem Druck konnten nun die Schläuche direkt an die Hydranten angeschlossen werden. Die bisherigen Feuerspritzen wurden nun nur noch außerhalb des Wasserleitungsbereiches oder bei niedrigem Wasserdruck eingesetzt. Sie wurden wie bisher mit Eimern gefüllt oder durch ein Überbrückungsrohr vom Hydranten aus mit Wasser versorgt.

1933 wurde in Rauschenberg eine freiwillige Feuerwehr gegründet, die 1935 eine erste Motorspritze erhielt.

Mit fortschreitender Technik ist heute die freiwillige Feuerwehr Rauschenberg mit modernstem Feuerschutzgerät ausgestattet, und hierfür ist auch ein eigenes Feuerwehrhaus errichtet worden.

Gegenüber früheren Jahrhunderten ist das heutige Feuerschutzwesen in gesicherten Händen. Heute leistet die freiwillige Feuerwehr neben dem Brandschutz zugleich auch Katastrophenschutz, Hilfe bei Verkehrsunfällen, bei Unfällen in Haushalten und Betrieben, und das Einsatzgebiet reicht u.a. bis zum Strahlenschutz.

Das ehrenamtliche Engagement der Frauen und Männer der heutigen freiwilligen Feuerwehr verdient höchstes Lob. Sie handeln nach dem Leitgedanken „*Mut zum Helfen-Bereitschaft zur Tat*“. Ihr Einsatz steigt von Jahr zu Jahr und damit aber auch das Gefahrenrisiko für die Feuerwehrangehörigen selbst, weil Technisierung und der Einsatz chemischer Stoffe zunehmen. Es sollte damit die Pflicht der Allgemeinheit sein, den Ehrendienst der Feuerwehr nach besten Kräften zu fördern, da ihr opferbereiter Einsatz dem Schutz von Leben und Gut unserer Bürger dient.

Quellen:

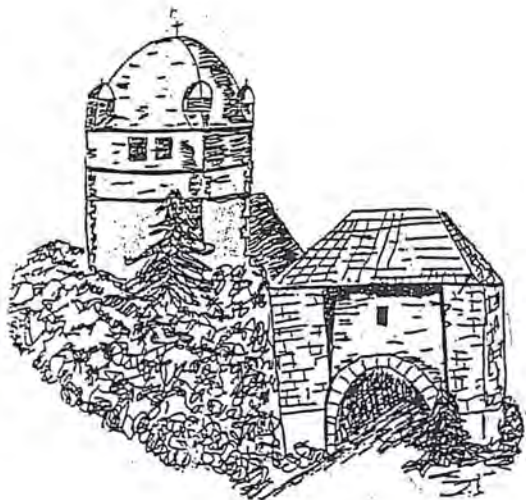
Friedrich Prüser: „700 Jahre Stadt Rauschenberg“, Marburg 1966

August Werner Seibel/Gerhard Trost: „725 Jahre Stadt Rauschenberg“, Kirchhain 1991

Uwe Geese: „Konzeption für die Gestaltung des Stadtmuseums Rauschenberg“, unveröffentlicht

Petra Koll: „Vom Ledereimer und Haken zu modernem Atemschutzgerät“, Jahrbuch 1993 des LdKrs. Marburg-Biedenkopf

Rauschenberger



Museumschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger
Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

2/1997

Gerhard Trost

Museumsführer
des
Rauschenberger Heimatmuseums

Herausgeber: Verkehrs- und Verschönerungsverein 35282 Rauschenberg

Museumsführer des Rauschenberger Heimatmuseums

Liebe Besucher!

Der Verkehrs- und Verschönerungsverein Rauschenberg begrüßt Sie in den Räumen des Rauschenberger Heimatmuseums, das seit 1989 im oberen Stockwerk des historischen Rathauses der Stadt eingerichtet ist und noch weiter ausgebaut werden soll.

Dieser Museumsführer soll Ihnen einige Hilfestellungen geben, um die dargestellten Themenbereiche und Ausstellungsstücke zu erläutern.

Entstehung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begannen der Justizwachtmeister Otto Stock, der Straßenmeister Hesse und der Sparkassen-Rendant Karl Volland alte heimische Gebrauchsgegenstände zu sammeln, mit dem Ziel ein Heimatmuseum zu gründen.

Durch Verhandlungen mit der Stadt wurde als erster Aufenthaltsraum des Sammlungsgutes ein oberer freier Raum im Rathaus neben dem Sitzungssaal freigegeben.

Doch die sehr schnell anwachsende Sammlung benötigte mehr Raum. Nach langen schwierigen Verhandlungen gelang es, ein Zimmer im mittleren Geschoß des Rathauses für das Sammlungsgut zu bekommen. Hier wurden dann durch Otto Stock die ersten Museumsführungen durchgeführt.

Zwei Weltkriege mit ihren schrecklichen Auswirkungen unterbrachen eine Weiterentwicklung, die auch in der weiteren zeitlichen Folge stagnierte.

Erst nach der 700 Jahrfeier 1966 begann Hermann Sack im Zusammenwirken mit dem Verkehrs- und Verschönerungsverein Rauschenberg, sich wieder mit der Weiterführung des Heimatmuseums zu beschäftigen. Mit großem Engagement sammelte er weitere Museumsstücke, registrierte und ordnete sie nach ortsbezogenen Schwerpunkten und organisierte im Rathauszimmer bei Bedarf Museumsführungen.

Mit großer Hingabe hat er bis zu seinem Tode 1986 in verdienstvoller Weise für den Fortbestand des Museums gewirkt.

Da 1984 eine Rathaussanierung anstand, wurde das gesamte Museumsgut in einen leerstehenden Raum über der Raiffeisenkasse ausgelagert. Nach der Rathaussanierung sollte dann entsprechender Platz für ein Heimatmuseum im historischen Rathaus geschaffen werden.

Um in fachlicher Kompetenz, ein für Rauschenberg zugeschnittenes Gesamtmuseumskonzept zu entwickeln, wurde unter Mithilfe des Hessischen Museumsverbandes ein Kunsthistoriker vom Magistrat der Stadt eingestellt, der im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme diese Aufgabe übernahm.

Nach Sichten, Ordnen und Katalogisieren des vorhandenen Museumsbestandes schlug der Kunsthistoriker für eine inhaltliche Gestaltung des Rauschenberger Museums vor, es auf „die Brandgefahren im ländlichen Alltagsleben“ auszurichten. Den geschichtlichen Hintergrund sah er im großen Brand 1266 und die weiteren größeren Brände von 1507, 1515 und 1529 innerhalb der Stadt Rauschenberg. Hierzu jedoch wäre nur eine begrenzte Auswahl aus dem vorhandenen Sammlungsbestand vorhanden gewesen. Vor allen Dingen aber sollte das vorhandene übrige, noch sehr umfangreiche Material an andere Museen abgegeben werden.

Doch zu dem sicherlich aus kunsthistorischer Sicht wohlüberlegten Vorschlag hat der Magistrat seine Zustimmung nicht gegeben, besonders im Hinblick auf das von hiesigen Bürgern gespendete Sammlungsgut, welches dann nicht mehr hier am Ort geblieben wäre.

Der Magistrat beauftragte nunmehr den Ortsvorsteher, Wilhelm Wissemann, im Obergeschoß des Rathauses den vorhandenen Sammlungsbestand nach Sachgruppen mit ortsgeschichtlichen Vermittlungsinhalten zu ordnen und darzustellen. Für diese Arbeiten schaltete Herr Wissemann wieder den Verkehrs- und Verschönerungsverein Rauschenberg mit ein, so daß das Museum mit dem Leitgedanken „*Laßt Objekte sprechen - Museum zum Anfassen*“ als Vermittlungsziel aufgebaut und 1989 unter der Obhut des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Rauschenberg wieder eröffnet werden konnte.

Aufgliederung

Das Museum wurde in vier Abteilungen aufgliedert:

- Raum 1: Stadtgeschichte, Historisches
- „ 2: Handwerk, Gebrauchsgerät verschiedener Jahrhunderte
- „ 3: Wohnbereich des 19. Jahrhunderts
- „ 4: Raum- und Gewichtsmaße, landwirtschaftliche Geräte

Im Museumseingang sind einige Farbbilder über Rauschenberger Stadtansichten zu sehen, die Herr Kurt Döhrer aufgenommen und dem Museum zur Verfügung gestellt hat.

Raum 1 Stadtgeschichte, Historisches

Vitrine 1:

Hier sind historische Zeugnisse der Stadtgeschichte dargestellt. Das bedeutendste Schriftstück ist die Original-Kopie der **Verleihungsurkunde der Stadtrechte (1266)** durch den amtierenden Grafen Gottfried von Ziegenhain mit der entsprechenden Textübertragung.

Mit der Stadtrechtsverleihung wurde auch zugleich Stadtwappen und Stadtsiegel verliehen. Das **Wappen** zeigt einen durch einen Querbalken geteilten Schild, das untere Feld ist von oben nach unten halbiert, im oberen nicht halbierten Feld steht ein achtstrahliger Stern. Das sog. „**Rauschenberger große Reitersiegel**“ ist in Kopie ausgestellt. Leider ist das Originalreitersiegel Mitte der 1950er Jahre abhanden gekommen. Die Umschrift in Übersetzung lautet: „Siegel der Gesamtheit der Bürger Rauschenbergs“. Es zeigt einen Ritter (Landesherrn), der am linken Arm den Ziegenhainer Wappenschild (Landesherrschaft) trägt und in der Rechten ein Schwert schwingt (Zeichen des landesherrschftlichen Schutzes). Den Helm zieren 11 Rosen.

Vitrine 2:

Hier sind zwei **Fensterbierscheiben (Schöffenscheiben)** ausgestellt (Chunrad Finck und Reitz Weckesser). Zum Bau des Rathauses (1557) stifteten die Ratsschöffen runde Fensterbierscheiben. In dem bleigefassten Kranz sind die entsprechenden Namen angegeben. Diese bunten Scheiben wurden mitten in die Rathausfenster eingefasßt. Die Zahl der tatsächlich gestifteten Schöffenscheiben ist unbekannt. Im Original sind heute nur noch vier vorhanden (zwei im Heimatmuseum, eine in der Rauschenberger Stadtkirche, und eine weitere im Heimatmuseum Korbach).

Eine ebenfalls in einem Rathausfenster eingelassene Bierscheibe zeigt das damalige Rauschenberger Wappen.

Weiterhin sind sieben **Siegel der Stadtverwaltung** ausgestellt. Das älteste Siegel stammt aus 1641 und zeigt einen Ziegenhain mit dem Rauschenberger Wappen. Die Umschrift lautet „**Insiegel der Stadt Rauschenberg**“. Dieses Siegel wurde noch bis in das 19. Jahrhundert benutzt.

Ein weiteres Exponat zeigt den Unterteil eines Tongefäßes ca. aus dem 11. Jahrhundert, gefunden im Wohratal.

Ausgestellt ist hier auch eine Konzessionsurkunde für Brennen, Ausschank und Verkauf von Brantwein durch Landgraf Friedrich an die Brüder David und Philip Greilinge vom 18.07.1737. Der Hessische Landgraf Friedrich war durch Heirat mit der schwedischen Thronerbin u.a. auch König der Schweden und Wenden geworden. Daher das Verleihungssignum: „Allerdurchläuchtigster, Großmächtigen, Herrn Friedrich, der Schweden und Wenden König, Landgraf zu Hessen usw.“. Ausgestellt wurde die Urkunde durch die Fürstlich Hessische Rentkammer in Kassel.

Schrank:

In den beiden oberen Ablagen des Schrankes sind geistliche Schriften ausgestellt. Gezeigt werden zwei Bibeln, die älteste datiert aus 1710. Zur damaligen Zeit wurden die Bibeln mit Holzdeckeln und Lederecken gebunden und mit Metallverschlüssen versehen.

Weiterhin werden Gebets- und Gesangbücher gezeigt.

In der unteren Ablage befinden sich Schmuckstücke und eine Druckplatte zum Bedrucken von Stoffen (Färberdruckstock). Der aus Holz bestehende Druckstock wurde in heißes Wachs getaucht und auf das zu färbende Leinen gedrückt. Dann wurde dieses Muster gestickt.

Charakteristisch für Rauschenberg ist auch die hier ausgestellte Tracht, die zur evangelischen Marburger Tracht gehört, im Gegensatz dazu aber farblich matt wirkt. In der Trachtenmode bestehen zwischen der protestantischen Marburger Tracht (schwache leuchtende Farbgebung) und der katholischen Marburger Tracht (Vielfarbigkeit) große Unterschiede. (Siehe hierzu die beiden Trachtenmodelle in Raum zwei.)

Die Kopfbedeckung der Rauschenberger Frauentracht bestand aus dem *Stülpchen*, auch Häubchen oder Betzel genannt. Es gab weiße, schwarze, bunte, teilweise verschiedenfarbig gestickte Stülpchen. Die Altersstufe der Mädchen und Frauen kennzeichneten sich durch rote, grüne oder schwarze Einfaßbänder. Bei Trauer wurde ein schwarzes Tuchmäntelchen über das Stülpchen gehängt. Die Grundformen der Oberbekleidung bestanden aus einer Teilung von Oberteil und Rock. Ein *Ober- oder Halstuch* und ein *Unterschnürtuch* (Brusttuch) wurde durch den sog. *Ärmel-Motzen* (Leibchen) eingefasst. Am Hals wurde das Tuch mit einer Brosche gehalten. *Der Rock* ist im oberen Teil eingengt, um ihn der Taille anzupassen, nach unten verbreiterte er sich in Falten. Bei der praktischen Arbeit trug man einen nur im Bund eingefassten Rock. Als Schutztuch für die Kleidung wurde eine *Schürze* um die Taille gebunden, die farblich und in der Ausstattung der jeweiligen Festlichkeit angepaßt war. *Die Strümpfe* reichten nur bis an das Knie und wurden über der Wade mit einem *Strumpfband* festgehalten. Als *Schuhwerk* trug man weit ausgeschnittenen Schuhe.

Die **Männer** trugen an Festtagen Hemd mit Stehkragen, Jacke, Weste, Hose, evtl. Zylinder, im Alltag Schirmmütze, Hemd, den Hessenkittel mit Halstuch, lange Hose, Wollstrümpfe und ebenfalls weit ausgeschnittene Schuhe. Sowohl bei Frauen und Männern gab es in der Werktags- Sonntags- und Festtagstracht der jeweiligen Würde und Bedeutung der Tage deutliche Unterschiede.

Rechts von der Eingangstür zum Raum 2 sind einige *Vorderladergewehre* zu sehen, die die Bürgerwehr führte. Bei den Vorderladergewehren wurden Pulver und Kugel mit einem Ladestock in den Lauf geschoben, die anschließende Zündung erfolgte anfangs per Hand, später mit einem Luntenschloß. Das explosive Schießpulver bestand aus einem Gemisch aus Kalisalpeter, Schwefel und Holzkohle. Letztere wurden in einer *Pulverstampfe* (siehe Exponat) zerkleinert.

In der weiteren Folge werden einige *militärische Requisiten* gezeigt: Waffenrock, Schirmmütze, Degen, Ledertaschen, Meßlatte zur Musterung der Rekruten u.a.

An den Wänden befinden sich Ansichten und Einzelaufnahmen markanter, noch bestehender und bereits abgerissener Fachwerkhäuser.

Die ältesten Stahl- und Kupferstiche sind von *Dilich (1605)*, *Meißner (1623)* und *Meriam (1635)*. An der Wand über der Vitrine 1 ist der *Grundriß* des alten Stadtkerns von 1740 und ein Luftbild des jetzigen Stadtkerns zu sehen.

Rechts neben der Tür zu Raum 2 befindet sich ein Bild von Hermann Sack, der sich um den Erhalt des Museums und um die Erweiterung des Sammlungsbestandes verdient gemacht hat.

Raum 2: Handwerk, Gebrauchsgerät verschiedener Jahrhunderte.

Zunächst bietet eine beiderseitige *Schautafel* im Überblick Teilinformationen zur Stadtgeschichte. An der gegenüberliegenden Wand befinden sich *Uhren* aus dem vorigen Jahrhundert.

Beim Rundgang rechts wird das **Schusterhandwerk** mit einer kompletten Werkstatt und den dazugehörigen speziellen Geräten und Materialien gezeigt, die zur Schuhherstellung und -reparatur benötigt wurden: Nähmaschine, Leder, Holzfußmodelle verschiedener Größen, Schuhmacherhammer, Zangen, Ahle, Glätter, Messer, Lederraspel, Feilen, Nägel, Pinfuß aus Eisen u.a.

Zur Herstellung von Schuhen diente dem Schuster als Modell der Schuhleisten, über den das Leder geschlagen und anschließend angepaßt wurde. Vielfach wurden jedoch auch die Lederschuhe auf dem Jahrmarkt gekauft. Für die Herstellung von einem Paar Schuhe, benötigte man etwa einen Tag. Die Haltbarkeit solcher handwerklich angefertigter Schuhe war beträchtlich, sie hielten oftmals mehrere Jahre und wurden von den älteren Familiengliedern an die jüngeren weitergegeben.

Mitte des 19. Jahrhunderts zählte man in Rauschenberg 16 Schuhmacher, die Mehrzahl dieser Handwerker betrieb nebenbei noch eine kleine Landwirtschaft.

Neben dem Schuhmacherhandwerk wird das **Steinmetzhandwerk** dargestellt: Gerät zur Bearbeitung von Steinen für Hausbau, Einfassungen u.a., wie Steinmeißel, Steinschneide, Steinbeil, Steinhammer, Holzformen zur Herstellung von Ziegelsteinen aus Lehm und Ton.

Zur Holzbearbeitung durch das **Schreiner- und Zimmermannshandwerk** werden folgende Geräte ausgestellt: Hobelbank, verschiedene Sägen und Hobel, Holzbohrwinde, Holzschraubzwinge, Schnitzmesser für Rundholz, Stecheisen, Holzbeil zum Behauen von Balken, Holzhammer.

Bis in das Frühmittelalter waren Schreiner und Zimmerleute beruflich vereint, erst danach vollzog sich eine handwerkliche Trennung. Während sich das Arbeitsfeld des Schreiners auf die Planung und Herstellung von Möbeln, Zimmereinrichtung, Wandverkleidungen, Treppen, Fenster und Türen auch Särgen erstreckte, war der Zimmermann für Planung und Bau von Häusern (Fachwerkbauten), Mühlenwerken, Brücken und auch Schiffen und Flößen zuständig.

In Rauschenberg arbeiteten Mitte des 19. Jahrhunderts 2 Zimmerleute und 9 Schreiner, die neben ihrem Handwerk noch eine kleine Landwirtschaft betrieben.

Brände innerhalb der Stadt hatten für Rauschenberg schicksalhafte Bedeutung. Eine der größten Brandkatastrophen von 1266 war ja Anlaß der Stadtrechtsverleihung, um einen städtischen Neubeginn mit wichtigen Privilegien zu ermöglichen. Aber auch durch spätere Brände, so 1507, 1515, 1529 und 1661, wurden erhebliche Teile der Stadt vernichtet. In einer alten Katastervorbeschreibung heißt es:

„Liegt diese Stadt (Rauschenberg) bekanntermaßen auf einem hohen Berge nahe dem verfallenen Schloß, an einem Tannenwalde, im übrigen aber ganz offen. (...) Übrigens besteht diese Stadt aus 150 contribuablen (besteuerbaren) Häusern und 69 ½ separaten Scheuern, und ist als ein haupt Gebrechen noch zu bemerken, daß sie mit sehr wenigem Wasser versehen, so, daß bei harter Winterszeit eine Wache bei die Kämpfe gestellt werden muß, damit niemand mehr Wasser haben dürfe, als zur consumption derer Menschen erforderlich, für das Vieh hingegen mit der Axe (mit dem Wagen) aus der Wohra, welche ½ Stunde von der Stadt entfernt ist, mit vieler Beschwerlichkeit den Berg hinauf herbei geschafft werden muß. Bei einem solchen erheblichen Umstand, läßt sich auch leicht folgern, in was für einen betrübten Zustand diese Stadt gesetzt sehen würde, wenn eine Feuers Brunst entstehen sollte.“

Es sind daher im Museum neben der früheren **Schutzbekleidung der Feuerwehrleute** auch **Gerätschaften zur Brandbekämpfung** ausgestellt. Als erstes Wassertransportmittel bei einem Brand wurden **Ledereimer** benutzt, die durch eine Menschenkette vom Brunnen (Kump) zum Brandherd und zurück befördert wurden. Später kamen dann zunächst **Handfeuerspritzen** und dann **fahrbare Feuerspritzen** zum Einsatz, die mit einem Handpumpgerät versehen waren, mit dem das Wasser durch Schläuche zum Brandherd gepumpt wurde. Die Schläuche wurden nach dem Brand an einer **Reifenvorrichtung** an einem der oberen Rathausfenster zum Trocknen aufgehängt.

In der weiteren Raumfolge sind einige **Haus- und Türbalken** mit Schnitzereien ausgestellt. Oft wurden solche Schnitzereien als Schreckbilder zur Vertreibung böser Geister dargestellt.

Einen breiten Raum im Museum nimmt das **Beleuchtungsgerät** ein. Bis in das 18. Jahrhundert war der **Kienspan** (aus harzreichem Kiefernholz) die Haus- und Wohnzimmerbeleuchtung. Die Kienspäne

wurden an Leuchtpfählen in Kienspanhalter gesteckt. Ein weiteres Beleuchtungsgerät zu jener Zeit waren **Fackeln**, die mit Harz, Pech oder Tierfett präpariert waren. Sie dienten überwiegend der Straßen- und Gassenbeleuchtung. Im Mittelalter verdrängte dann die **Kerze** die Fackel bei der Innenbeleuchtung des Hauses. Die aus Paraffin, Stearin, Talg, Wachs u.a. mit einem aus Wollfäden geflochtenem Docht hergestellte Kerze war zunächst als Luxusartikel den Fürstenhöfen, Kirchen und reichen Bürgern vorbehalten. Für die normale Beleuchtung in den Häusern war bis in das 19. Jahrhundert hinein die **Öllampe** als Ständerlampe an einen **Lichter knecht** befestigt oder als **Hängelampe** in Gebrauch. Diese Lampen wurden mit Rüböl oder tierischem Öl gefüllt. Als Docht diente zusammengedrehter Faserstoff. Mitte des 19. Jahrhunderts traten den Öllampen allmählich auch **Petroleum- und Gaslampen** (Karbidlampen) zur Seite. Für die Karbidlampe wurde ein brennbares Gas aus Calciumkarbid und Wasser verwandt. Der nächste große Fortschritt waren die Erfindungen des **Zündholzes** (1829) und der **elektrischen Glühlampe** (1879). In Rauschenberg wurde 1921 das elektrische Licht eingeführt. Für die Beleuchtung des Rathaussitzungsaaes wurde ein sog. **Lichtermännchen** angefertigt. Solche Beleuchtungskörper waren zu Beginn des 16. Jahrhunderts sehr beliebt. Dieser Deckenleuchter ist in des Mitte des Raumes 2 ausgestellt. Er ist aus Hirschgeweihstangen hergestellt und mit einer männlichen Halbfigur verbunden, die das Rauschenberger Wappen zeigt. Am äußeren Geweihrand waren die Kerzenhalter angebracht.

In der weiteren Folge des Mitteltisches sind **Dachziegel** der Stadtziegelhütte ausgestellt. Diese städt. Ziegelhütte befand sich vor dem Albshäuser Tor (jetzt Gaststätte Ziegelhütte) und war verpachtet. In zwei Brennöfen wurden Dachziegel und Ziegelsteine gebrannt. Ab dem 17. Jahrhundert waren wegen der Brandgefahr Strohdächer verboten. Es war Sitte, daß die jeweils letzte Ziegel eines Brandes mit der Identität des jeweiligen Auftraggebers oder des Zieglers, so hießen damals Ziegeleiarbeiter, versehen wurde. Die hier ausgestellten Ziegel sind solche Schlußexemplare.

An der gegenüberliegenden Wand ist ein Stück **Ledertapete** angebracht. Tapeten waren vor dem 19. Jahrhundert aus Leder oder Stoff. Besonders teuer waren Ledertapeten, man fand sie daher auch nur in begüterten Häusern. Die hier ausgestellte Ledertapete mit Baummotiven stammt aus dem Haus Schloßstraße 18, vormals Lehnhof der Herren v. Seiboldsdorff, die von hier aus das Lehnsgut „Zitrichshausen“ bewirtschafteten.

Die **Flachsverarbeitung** wird hier dargestellt, weil in der ländlich sozialen Struktur und der sandigen, mageren Böden breite Bevölkerungsschichten zur Leinenherstellung (Heimarbeit) gezwungen waren, um zu überleben. Besonders im Winter war dies ein ertragreiches Betätigungsfeld von Frauen und Männern, die sich durch die Herstellung und den Verkauf von Leinentüchern ein kleines Einkommen erwirtschafteten. Auch gab es einen speziellen Berufszweig, die Leinweber, deren Beruf jedoch weniger ertragreich wa. In der Einkommensscala der Handwerker rangierten sie an letzter Stelle. Durch die Baumwollkonkurrenz und die Erfindung der Maschinenweberei Mitte des 19. Jahrhunderts konnten die heimischen Leinweber jedoch nicht mehr mithalten, und ihre Existenz war innerhalb weniger Jahre zugrunde gerichtet.

Den Rohstoff für das Leinen lieferte der **Flachs**, oder auch **Lein** genannt, eine einjährige Öl- und Faserpflanze mit grünen Blättern und blauen Blüten. Die Fruchtkapseln enthalten leinöhlhaltigen Samen. Der lange zähfaserige Stengel bildet den Ausgangsstoff für das Leinen. Nach der Samenreife im Juli/August wurden die Pflanzen geerntet, indem man sie mit der Wurzel ausrupft.

In 9 Verfahrensgängen wird dann das Leinen hergestellt:

1. Die Samenkapseln werden durch Ziehen des Flachses durch die **Reffe** von den Stengeln getrennt. Die Fruchtkapseln werden zu Leinöl und Lampenöl verarbeitet oder für neues Saatgut aufbereitet.
2. Damit nun die Pflanzenfaser spröde und mürbe wird, kommt sie in eine **Röste**, d. h. sie wird in einer Wasserröste gewässert oder im Freien durch Tau (Tauröste) behandelt.
3. Nach dem Rösten werden die Fasern **gedörst**.
4. Um nun die in der Bastschicht der Pflanzen gebundenen Fasern zu lösen, werden sie mit einer **Breche** bearbeitet, um holzige Teile von der Faser zu trennen.
5. Zur vollständigen Entfernung der Holzteile ist das **Schwingen** des Flachses notwendig, was an einem **Schwingstock mit Schwingmesser** geschieht.
6. Nach dem Schwingen besteht der Flachs nur noch aus der eigentlichen Faser. Nun wird eine Handvoll Strähnen der gerafften Flachsfasern durch den **Heciel** (Nagelbrett) gezogen. Kurze Fasern ergeben Werg, lange Fasern werden in einem Zopf gebündelt.
7. Mit einem **Spinnrad** wird aus den langen feinen Fasern ein Faden (Garn) gesponnen.
8. Auf einem **Häspel** wird dann das Flachsgarn aufgewickelt.
9. Das so gewonnene Garn kann nunmehr auf einem **Webstuhl** zu Leinen verarbeitet werden. Bis zur Einführung des Maschinenwebstuhls, Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden Tretwebstühle eingesetzt. Praktische Webvorführungen finden in der Webstube (gegenüber Rathaus, hinter Haushaltswaren-

geschäft Renate Gamb) statt.

In zwei Exponaten werden die evangelische und die katholische Frauentracht ausgestellt. Die spezielle Rauschenberger Tracht wurde bereits auf S. 3 beschrieben. Ein bedeutender Unterschied beider Trachten liegt u.a. neben dem größeren Farbenreichtum der katholischen Tracht in der Eigenart der Haarfrisur. Während evangelische Trachtenträgerinnen den Haarzopf zu einem Knäuel, dem sog. Schnatz, auf dem Kopf tragen, wird er bei den katholischen Mädchen und Frauen um den Kopf herumgelegt. Wer näheres über die Marburger Frauentracht erfahren möchte, kann sich durch spezielle Literatur von Ferdinand Justi, Siegrid Ebert u.a. informieren.

Türschlösser, -schlüssel, -drücker, -schilder aus der Zeit Mitte 19./Anfang 20. Jahrhundert sind in einer gesonderten Vitrine ausgestellt. Es handelt sich überwiegend um handgearbeitete Kastenschlösser, bei denen der Verriegelungsmechanismus auf der einen Türseite aufgeschraubt wird und ein Riegel durch Schlüsseldrehung in einer Haltevorrichtung am oder im Türrahmen greift. Die handgeschmiedeten Objekte wurden teilweise reich verziert.

Auf der mittleren Tischseite gegenüber der Schlüsselvitrine sind einige ältere Schriftstücke ausgestellt. Es ist beabsichtigt, in einem besonderen Raum (ehem. Wohnung des städt. Polizeidieners) eine Ausstellung z.Zt. noch archivierter Schriftstücke früherer Jahrhunderte zu zeigen.

Zwischen Flachsauflbereitung und Schloßervitrine sind einige Schärfergeräte ausgestellt: Schleifsteine für Sensen, Sichel, Äxte, Meser u.a.

Als letzte Ausstellungsstücke werden im Raum 2 **Gegenstände des täglichen Gebrauchs** im Haushalt ausgestellt: Backtrog, Backtrogkratzer, Krauthobel, Butterwiege, Butterfaß (sog. Strepelfaß), Leierfaß mit Kurbel, Butterwiege, Brotschieber.

Daran anschließend: Pfannen, Kuchenformen, Bügeleisen (mit Untersatz zum Füllen mit glühenden Kohlen), Schneiderbügeleisen (mit abnehmbarem Griff beim Erhitzen im Feuer), Bügeleisen (zum Erwärmen auf dem Herd), Mörser mit Stampfer zum Zerkeinern von Zucker und Gewürzen, Waffeleisen (mit Stiel zum Aufklappen auf dem Herd, zum Drehen auf dem Herd, zum Backen im Feuer), verschiedene Kaffeebrenner für Gerste oder Rohkaffee, Kaffeemühle, Pfeffermühle, Holzrolle zum Auswellen von Teig für Kuchen und Nudeln, Holzbock mit Hebelarm und Sieb zum Durchdrücken gekochter Kartoffeln, Kessel für Muszubereitung mit Musrührer und Mussieb.

Raum 3: Wohnbereich des 19. Jahrhunderts.

Im 19. Jahrhundert waren hier die Häuser oft so errichtet, daß sich Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dach befanden. Vielfach waren die Ställe im Untergeschoß unter der Wohnung, die kleineren Scheunen hinter, oder über dem Wohngeschoß. Die größeren Scheunen mußten hier in Rauschenberg außerhalb der Stadtmauer errichtet werden. Das Wohngeschoß war meistens unterteilt in **Stube** mit Kachelofen, Ofenbank, Tisch, Hocker, Stühle, evtl. Sofa, gepolsterter Ohrensessel. **Küche** mit Herd, Schrank, Geschirrbord, Hängeregale, Bänke, Stühle, evtl. Uhr. **Kammer** mit Betten, Kleiderschrank, Truhe, Wiege. Die Familie, oft Großeltern, Eltern und Kinder, lebten unter einem Dach und führten einen gemeinsamen Haushalt.

Das Bett: Einzelbetten pro Person waren auf dem Lande allgemein nicht üblich. Das gemeinsame Bett stand als Vorhangbett (Kastenbett mit Strohsack) in einer Ecke des Wohnraumes und war wohnseits mit Rahmen und Vorhang zum Zuziehen umgeben, in ihm schlief das Elternpaar. Ein solches zweites Bett war für die Großeltern in der Auszugsstube vorhanden. Die Kinder schliefen zusammen in Kastenbetten, die Kleinsten in der Wiege. Sie schliefen meistens in einer Kammer.

Stühle wurden erst Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert Gewohnheit, vorher gab es Bänke und Hocker.

Es war üblich, daß bei der Hochzeit der einheiratende Teil, meistens die Braut, eine **Mindestaussteuer** mitbrachte, dazu gehörte das Bett, Truhe und Kästen mit entsprechender Wäsche. Bei dem gehobenen Stand (Bäuerin) wurde das Heiratsgut auf einem Brautwagen eingebracht. Bei der Aussteuer demonstrierten Möbel, Hausrat, Wäsche, Kleidung entsprechende Armut oder Reichtum.

In Raum 3 ist ein Teil der zu jener Zeit gebräuchlichen Einrichtungsgegenstände ausgestellt. Normalerweise müßte eine Dreiraumtrennung erfolgen, doch fehlende Räumlichkeiten lassen eine solche Trennung nicht zu.

Ausgestellt sind: **An Möbiliar:** Kachelofen, Vorhangbett, Geschirrschrank, Dippenbrett, Schreibkontor, Wiege, Holzbank (oben standen die Wassereimer, unten die eisernen Kochtöpfe), Serviertisch, Holzstühle, Fußbänkchen, Wäschetruhe, Konsole (Standort von Töpfen und Flaschen), Holzkleiderleiste, Schließkorb, Wandregal, Holzässel, Waschständer mit Waschsüssel.

Küchenausstattung: Wasserkrüge, Milchtöpfe, Karaffen, Schüsseln, Brot- und Obstkörbchen, Kuchenschalen, Glasteller, Zuckerdose, Flaschen, Wein- und Biergläser, Porzellantassen, Holzgeschirr, Käsebrett, Sandstreuer zum Scheuern von Tischen und Holzfußböden.

Ferner sind ausgestellt: Schmuck, Toilettenartikel, Tabakpfeifensammlung, Brautkränze und Schleifen zur silbernen- und goldenen Hochzeit, sog. Kitzel zum Tragen von Gegenständen auf dem Kopf, Mausefalle u. a.

Raum 4 -Dachgeschöß:

Hier sind landwirtschaftliche Gerätschaften sowie Raum- und Gewichtsmaße ausgestellt.

Geräte zur Feldbearbeitung: Häufelpflug (ca. Mitte 19. Jahrhundert), Holzegge, Dreispitzhacke, Hebelade, Spaten, Erdbohrer, **Erntegerät:** Sense, Sichel, Strohschneider, Rübenschneider, Holzrechen, Holzgabel, Fruchtwender, Dreschflegel. Das **Dreschen des Getreides** erfolgte etwa folgendermaßen: 4 Bunde Getreide (1 Bund = 4 Garben) wurden auf der Tenne ausgebreitet. Die Ähren lagen zur Mitte. Dann schlugen die Drescher, 3 Mann oben, 3 Mann unten einander zugewandt, im 1-2-3-4-5-6 Rhythmus mit dem Dreschflegel auf die Getreideähren, bis die Körner aus den Ähren sprangen. So wurde das gesamte Getreide Lage um Lage abgedroschen. Mit Einführung der Dreschmaschine etwa ab Ende des 19. Jahrhundert endete nach und nach das Handdreschen mit Dreschflegel.

Geräte zur Tierhaltung: Pferdehamen (wird dem Zugpferd um den Hals gehängt und daran Zugketten und Riemen befestigt.) Lederjoch für Ochsen und Kühe wurde am Kopf befestigt und diente ebenfalls zum Einhängen von Ketten und Riemen. Schillscheid (diente zum Einspannen von Pferd oder Kuh vor Wagen, Ackergerät u. a.) Wasserjoch (zum Transport von Eimer, Essenskorb u.a.) Holzkreuz mit Rolle für Zugseil und Haken (zum Transport von Stroh, Heu u. a. auf den Dachbode.) Schmierbock zum Wagenheben, Kuhhorn des Kuhhirten, Schweinehorn zum Weideauftrieb der Schweine, Maulkorb für Kühe und Ochsen, Brot- und Wurstgehänge aus Holz (hing frei unter der Decke zur Aufbewahrung von Brot und Wurst und diente der Abwehr von Mäusen).

Weiterhin werden gezeigt: **Meßgeräte:** Dezimalwaage mit Gewichtssteinen, Hängewaage mit Schiebegewicht, Briefwaage, Meste und Seifer zur Gewichtsmessung von Getreide.

Das **Kleinstädtchen Rauschenberg** war landwirtschaftlich geprägt, eine Acker-Bürger-Stadt. Das örtliche Leben gestaltete sich in vergangenen Jahrhunderten nach festen Gepflogenheiten und wirtschaftlich bestimmten Bindungen. Da waren zunächst die **Bauernhöfe**, hier mittlere und kleinere Bauernbetriebe, jeder in der Stadt kannte die Besitzverhältnisse. Dann folgten die **Handwerker** (Schmied, Tischler, Zimmermann, Wagner oder Stellmacher, Schuster, Weber), meistens besaßen auch sie zur Existenzsicherung eine kleine Landwirtschaft. Dann der **Müller**, der zwischen Bauern und Handwerkern eine Zwischenstellung einnahm. Er wurde in Naturalien entlohnt und gehörte im allgemeinen nicht zu den ärmsten. Eine weitere Schicht im ländlichen Gefüge waren die **Kleinlandbesitzer**, deren Familienmitglieder zum Lebensunterhalt durch Tagelohn, Fuhrdienste oder durch Krämerei beitragen mußten. Dann waren die **Tagelöhner**, die gewöhnlich ein Haus mit einem Garten, eine Kuh und ein paar Schafe und Hühner besaßen und meistens in einem Arbeitsverhältnis zu einem Bauernhof standen und in der Winterzeit sich handwerklich durch Besenbinden, Herstellung und Reparatur landwirtschaftlicher Geräte u. a. beschäftigten. Ihre Kinder gingen oft als Hütejungen, später dann als Dienstboten in Stellung. **Dienstboten** (Knechte und Mägde) standen auf den Bauernhöfen oder bei begüterten Familien in festem Dienstverhältnis. Einen eigenen Rang in der Stadt. Struktur nahmen die Gewerbetreibenden ein (Bäcker, Metzger, Händler, Kaufleute, Gastwirte, Schnapsbrenner, Bierbrauer). Eine letzte Gruppe bildeten der **Pfarrer**, der **Arzt**, die **Beamten** (Lehrer, Förster, Justizbeamte, Kassenverwalter) und der **Bürgermeister** mit den städt. **Bediensteten** (Stadtsekretär, Stadtpolizist, Nachtwächter, Gemeindebote, Flurschütz).

Wenn wir uns das überwiegend landwirtschaftlich geprägte Leben vergangener Jahrhunderte in Rauschenberg vergegenwärtigen, so gestaltete sich der tägliche Ablauf mit Normen der wechselseitigen Abhängigkeit. Diese gegenseitig abhängigen Beziehungen waren meistens wirtschaftlicher Art. Das Einzelschicksal war verquickt und eingebunden in eine gemeinsame Lebenswelt, ein Ausbrechen war sehr schwer möglich und wenn, mit großen Risiken verbunden. Das Leben zur damaligen Zeit war bestimmt kein idyllisches, sondern mit oft unerbittlichen Bedingungen mußten Lebensunterhalt und Erwerbsmöglichkeiten bewältigt werden.

Mit dem Objektbestand des Rauschenberger Heimatmuseums soll ein Einblick in das Leben vergangener Jahrhunderte gezeigt werden. Daneben wird die Stadtgeschichte durch Urkunden, Dokumente und Fotografien dargestellt. Das Museum ist von den Objekten her angelegt, durch die

räumliche Vorgabe ist leider eine detaillierte Sachgruppenzuordnung (Leben, Außenbereich, Wohnung, Stube, Küche, Schlafzimmer u.a.) nicht möglich. Es ist jedoch das allgemeine Grundkonzept erkennbar. Daneben stehen **Museumsschriften** ergänzend zur örtlichen Geschichte, Landschaft und Volkskunde zur Verfügung. Bisher sind erschienen:

- 1/94 „Historische Zeittafel“
- 2/94 „Arado Bellachini, alias Wilhelm Mann“ Illusionist, Zauberkünstler aus Rauschenberg. eine Biographie.
- 3/94 „Das Rauschenberger Fachwerk-Rathaus“. Neuauflage 1997.
- 1/95 „Der Rabenstein auf dem Elbesberg bei Rauschenberg
- 1/96 „Brände-Brandgefahren-Brandschutz in Rauschenberg.
- 1/98 „Sitten und Gebräuche von Rauschenberg

Weitere Museumsschriften sollen folgen.

Weiterhin finden von Zeit zu Zeit besondere Ausstellungen im Museum statt.

Wir hoffen, daß in der „Veranschaulichung“ der gezeigten Exponate dieses kleinen Heimatmuseums ein Bezug von der Vergangenheit zur Gegenwart belebend und nachvollziehbar möglich ist.

Öffnungszeiten:

Das Museum ist von März bis Oktober jeden 4. Sonntag von 14⁰⁰ -17⁰⁰ Uhr und nach persönlichen Absprachen geöffnet. Gruppenführungen (auch Kleingruppen) nur nach Anmeldungen.

Sonderöffnungszeiten werden in der Presse bekannt gegeben.

Der Eintritt ist frei

Kontaktadressen:

Ulrich Kison, Am Galgenberg 10, Tel. u. Fax. 06425-564

Verkehrsbüro, Am Markt 2, Tel.06425-2750 (nur während der Öffnungszeiten)

Museumsträger: Stadt Rauschenberg



RAUSCHENBERGER



Museumsschriften



Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums
zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde



1/1997

Gerhard Trost

Wappen und Siegel

der

Stadt Rauschenberg

HERAUSGEBER: VERKEHRS- UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN
RAUSCHENBERG E.V.

Wappen und Siegel der Stadt Rauschenberg

Allgemeines

Der Name „Wappen“ kommt aus dem Mittelhochdeutschen (sprachliche Epoche etwa von 1050 bis 1350) und bedeutet eigentlich „Schildzeichen“. Es sind meist farbige Abzeichen, die eine Person, Familie, Körperschaft oder Institution repräsentieren.

Während im 12. Jahrhundert ein Wappen aus Schild, Helm und Helmzier bestand und den gerüsteten Ritter als Kennzeichen der Waffenführenden und ihrer Familien unterschied, wurde es später Symbol von Adels- und Bürgerfamilien, aber auch von Staaten, Kirchen, Städten und Gemeinden.

Seit dem 13. Jahrhundert werden nach bestimmten Regeln der Wappenführung (Heraldik) Wappenverzeichnisse (Wappenrolle, Wappenbuch) als Hilfsmittel zur Identifizierung der Wappen geführt.

Ab dem 14. Jahrhundert wurden Wappenbriefe nur durch den Kaiser, Landesherrn oder Fürsten verliehen. Heute ist das Wappenrecht mit dem Namensrecht gleichgestellt und bedarf der Genehmigung der jeweiligen Regierung.

Für die Stadt Rauschenberg erfolgte die Erstverleihung eines Stadtwappens mit der Verleihung der Stadtrechte 1266 durch den Grafen von Ziegenhain. Mit einer solchen Auszeichnung verbunden, erfolgte dann auch die Genehmigung zur Führung eines Stadtsiegels, im Falle von Rauschenberg: *das große Reitersiegel*, mit dem alle städtischen Verwaltungsanordnungen von da an amtlich beglaubigt wurden.

Ein Siegel bestand meistens aus einem Metallabdruck an einem Griff (Petschaft) mit eingravierten Merkmalen der jeweiligen Herrscher oder Institutionen und hatte rechtliche Bedeutung auf Urkunden als amtliches Beglaubigungsmittel. Das

amtliche Siegel wurde mit Schnüren an die Urkunde angehängt. Zur Versiegelung benutzte man farbloses oder eingefärbtes Wachs, auf welches das Siegel gedrückt wurde. Außer bei Urkunden, die auch jetzt noch gesiegelt werden, benutzen heute Behörden amtliche Behördenstempel (aus Gummi, Kunststoff oder Metall) mit dem Charakter eines Siegels.

Das Rauschenberger Wappen

Das erste verliehene Wappen der Stadt Rauschenberg weicht von der Art mehrerer ehemaliger zur Grafschaft Ziegenhain gehöriger Städte ab. Beispielsweise Gemünden, Schwalmstadt-Treysa, Neukirchen, Schwarzenborn, die alle eine Ziege und einen Hahn im Schilde haben. Das Rauschenberger Wappen jedoch zeigt einen durch einen Querbalken geteilten Schild, das untere Feld ist von oben nach unten halbiert, im oberen nicht halbierten Feld steht ein *achtstrahliger Stern*. Die Ziegenhainer Grafen führten in ihrem Wappen einen sechsstrahligen. Farblich beschreibt Wessel (1623) das Rauschenberger Wappen so: „Der Balken ist silbern, das Feld darüber, welches den Stern hat, schwarz, von dem halbierten Felde darunter ist die heraldische rechte Seite (linke Hälfte vom Beschauer) ebenfalls schwarz, die linke (rechte Hälfte vom Beschauer) silbern“. Wilhelm Wessel hat in seinem Wappenbuch unter jedes seiner abgebildeten Wappen einen Spruch in lateinisch und deutsch gesetzt. Unter dem Rauschenberger steht folgender Doppelpers:

„Fulgentemque trabem fert Rauschenberga nitentem,
et stellam in nigro desuper illa gerit“

„Rauschenberg ihren Balken führt,
welchen ein klarer Stern auch ziert.
Bestand in Sachen, diese Pflicht
wer ihm nachkömpt, vergehet nicht.

(siehe Abb. 1, nächste Seite)



Das ab 1266 geführte Wappen:

Einen durch einen Querbalken geteilten Schild, das untere Feld ist von oben nach unten halbiert, im oberen nicht halbierten Feld steht ein achtstrahliger Stern.

(aus Hans-Enno Korn: „Die Hessischen Städtewappen aus Wilhelm Wessels Wappenbuch von 1623“.

Seit 1347 erscheint das bisherige dreigeteilte Wappen zweigeteilt. In von Schwarz und Gold geteiltem Schild oben ein achtstrahliger silberner Stern. Das Wappen ist bei Dilich (1605), Meißner (1623) und Merian (1650) abgebildet (Stiche befinden sich im Heimatmuseum).

Während bis heute die Zweiteilung des Wappens von Schwarz und Gold beibehalten wurde, wird jedoch der bisherige achtstrahlige Stern im oberen Feld in einen *sechsstrahligen* geändert. Es wird nunmehr der von den Grafen von Ziegenhain geführte Stern übernommen. Die zeitliche Übernahme des sechsstrahligen Sterns ist nicht mehr feststellbar, es ist jedoch zu vermuten, daß mit dem Aussterben der regierenden Grafen von Ziegenhain und der landesherrschaftlichen Übernahme durch die Hessischen Landgrafen (1450) auch die Übernahme des Ziegenhainschen sechsstrahligen Sterns im Rauschenberger Wappen erfolgte.

Über dem von Philipp Soldan geschaffenen Bogenfeld des Rathaus- Treppenturmportals kann man den Rauschenberger und den Ziegenhainer Stern im Wappen des Landgrafen Philipp des Großmütigen finden. Auch an einem Strebefeiler der Rauschenberger Stadtkirche ist die sechsstrahlige und die achtstrahlige Sternform zu sehen.



Abb. 2
Der achtsrahlige Stern im Wappen der Stadt.
Aus: „Die Hess. Städtewappen aus Wilhelm
Wessels Wappenbuch v. 1623“
Hans-Enno Korn, Kassel 1984

Nach der Gebietsreform hat die Stadt Rauschenberg beim Hessischen Innenminister die Beibehaltung der bisherigen Wappenform mit dem sechsstrahligen Stern beantragt. Das Hessische Staatsarchiv Marburg hat in einer gutachtlichen Stellungnahme hierzu folgendes ausgeführt:

„Das Staatsarchiv erteilt diesem Wunsche der Stadt Rauschenberg seine Zustimmung, da

- 1) auch andere, frühere Ziegenhainsche Städte und Orte (Gemünden an der Wohra, Neukirchen, Schwarzenborn) den sechsstrahligen Stern in ihren Wappen führen bzw. führten,
- 2) eine Unterscheidung des Stadtwappens vom landesherrlichen Wappen, die bei der Schaffung und Annahme kommunaler und anderer Wappen in früheren Jahrhunderten manchmal, aber nicht immer, eine Rolle spielte, aus heutiger Sicht, zumal über 500 Jahre nach Aussterben der Grafen von Ziegenhain, nicht mehr relevant und notwendig

ist,

- 3) im übrigen auch der achtstrahlige Stern als landesherrliches, also gräflich Ziegenhainsches, Symbol angesprochen werden muß (vgl. Hessisches Ortswappenbuch S. 62 mit Nr 153 Wappen der (ehemaligen) Stadt Ziegenhain!)

Die Reinzeichnungen des Stadtwappens wurden von dem Heraldiker Heinz Ritt, Bad Nauheim, angefertigt und sind in heraldischer und künstlerischer Beziehung einwandfrei. Das Staatsarchiv Marburg befürwortet daher den Antrag der Stadt Rauschenberg auf Genehmigung des Stadtwappens.

Die Wappenbeschreibung lautet:

„Das Wappen der Stadt Rauschenberg zeigt im von Schwarz und Gold geteilten Schild oben einen sechsstrahligen Stern.“

Auf Grund dieser gutachtlichen Stellungnahme des Staatsarchivs Marburg hat der Hessische Innenminister 1989 die Genehmigung des Stadtwappens in der oben geschilderten Form genehmigt.



Abb. 2: jetziges Wappen der Stadt Rauschenberg

Die Rauschenberger Stadtsiegel

Das erste verliehene Stadtsiegel war „*das große Reitersiegel*“ durch den Grafen von Ziegenhain 1266 und galt gewöhnlich als Würdigung größerer städtischer Freiheiten und Rechte.

Das große Reitersiegel zeigt als Ritter den Grafen von Ziegenhain (Landesherrn), der am linken Arm den Ziegenhainer Wappenschild trägt und in der Rechten ein Schwert schwingt (Zeichen des landesherrlichen Schutzes). Den Helm zieren 11 Steckrosen.

Die Umschrift des Siegels lautet: „S. (sigillum) Universitatis Civiu I. (in) Ruschenberg“, d.h. „Siegel der Gesamtheit der Bürger in Rauschenberg“. Leider ist das Originalsiegel nicht mehr vorhanden. Im Stadtmuseum ist lediglich eine Kopie des damaligen Siegels ausgestellt.



Abb. 3: Das große Reitersiegel

Ab 1347 zeigt das Siegel in einem berankten Siegelfeld einen geteilten Sternenschild mit Ziegenadlerrumpf geschmückt. In diese Abbildung erscheint das Wappen auch im Bogenfeld des Rathaus-Turmeinganges von der Hand Philipp Soldans.

In dem ab 1641 geführten Stadtsiegel ist der obige Abdruck unverändert geblieben und wurde in dieser Form bis in das 20. Jahrhundert benutzt. Die Umschrift des Siegels lautet: „In Siegel der Stadt Rauschenberg“ Das metallene Stadtsiegel befindet sich im Stadtmuseum.



Abb. 4: das ab 1641 benutzte Stadtsiegel

Heute führt die Stadt ein Siegel in der Form des jetzigen Wappens in folgender Darstellung:

„das Siegel der Stadt Rauschenberg zeigt im von Schwarz und Gold geteilten Schild oben einen sechsstrahligen silbernen Stern“

Literatur:

- Hans-Enno Korn: Die Hess. Städtewappen aus Wilhelm Wessels Wappenbuch von 1623, Kassel 1984
 Demand-Rennhoff: Hessens Ortswappenbuch, Glücksburg 1956
 Jacob Hoffmann: Heraldische Abhandlung des großen Reitersiegels der Stadt Rauschenberg, Marburg 1873



RAUSCHENBERGER
MUSEUMS-
SCHRIFTEN

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE,
LANDSCHAFT UND VOLKSKUNDE

NEUAUFLAGE 1997

GERHARD TROST

DAS RAUSCHENBERGER
FACHWERK-RATHAUS

HERAUSGEBER: VERKEHRS- UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN RAUSCHENBERG

Das Rauschenberger Fachwerk-Rathaus

Allgemeines

Rathäuser besitzen einen besonderen Stellenwert innerhalb einer Stadt. Sie repräsentieren die regionale Bedeutung eines Ortes und zeugen von seinem Wohlstand.

In bezug auf die Bauweise haben Rathäuser für Historiker geschichtlichen Aussagewert.

Als öffentliches Gebäude sollten sie auch gestalterische und ortbildprägende Vorbildfunktion im Ort haben.

Man darf davon ausgehen, daß das Rauschenberger Fachwerk - Rathaus solchen Ansprüchen gerecht wird.

Der im 15. und 16. Jahrhundert vorherrschende Baustil war die Fachwerkbauweise mit Holz als bevorzugtem Baumaterial und hier die Baumart Eiche, die es im Rauschenberger Stadtwald zur damaligen Zeit reichlich gab. Man konnte also den Hauptbaustoff für einen Rathausbau aus dem eigenen Wald einschlagen. Trotz des damals sicherlich reichlich vorhandenen Holzes ging man bei der Bauplanung von der Holzverschwenderischen Ständerkonstruktion ab, bei der man sehr lange Holzbalken benötigte, und gab dem Stockwerkbau, auch Rähmbau genannt, den Vorzug. Bei dieser Bauweise konnte man kürzere und auch krumme Hölzer verwenden. Außerdem war die Aufrichtung einfacher, da jedes einzelne Geschoß

in sich zusammengefügt und als Rähm auf das nächste Stockwerk aufgesetzt werden konnte. Verbunden wurde das ganze durch sogenannte Überkragung (Überstehen des oberen über dem unteren Stockwerk.)

Die Holzkonstruktion für das Rathaus wurde auf einem Sandsteinfundament mit der Giebelseite und dem Eingang zur Schloßstraße errichtet, während die Traufseite (Breitseite) zum Marktplatz zeigt.

Im allgemeinen ist die Giebelseite eines Gebäudes (Fassade) die Hauptfrontseite, der man besonderes Gewicht einräumt. Warum man die Giebelseite zur Schloßstraße gelegt hat, darüber kann man nur rätseln. Vielleicht wollte man die Schloßstraße als den Hauptzugangsweg zum Schloß, zu den landgäflichen Amtsgebäuden und zur Kirche besonders herausstellen, vielleicht betrachtete man Rathaus und Marktplatz als optische Einheit und legte deshalb die Breitseite Richtung Marktplatz. Auch Grundstücksgrenzen könnten eine Rolle gespielt haben. Wir wissen es nicht.

Ein architektonischer Blickfang ist zweifellos der mit einem Rundgang versehene Dachstuhl an der Rathaus-Nordseite, von dem man einen herrlichen Überblick über das gesamte Stadtgebiet hat.

In besonderer Eigentümlichkeit zeigt sich der sandsteinerne Treppenturm, der in seinem oberen Teil einen Fachwerkaufbau hat. Dieser reicht jedoch nicht über das Rathausdach hinaus, man wollte dadurch einen freien

Durchblick von Osten her zur Rathausuhr haben. Bei der ersten eingebauten Uhr, dürfte es sich um eine gewichtangetriebene Räderuhr gehandelt haben.



Rathausansicht mit Treppenturm, Errichtet 1557/66

Das Fachwerk-Rathaus

Nach Eduard Bromm hat es ursprünglich in der Altstadt und der Neustadt je ein kleines Rathaus gegeben..

Nach der Stadtwerdung war Rauschenberg zunächst an Umfang und Einwohnerzahl noch klein, umfaßte sie doch nur die heutige Altstadt mit den Straßen Pfaffengasse, Schloßstraße und Kraftgasse. Die Bürger umgaben, da sie ja nun das Recht dazu besaßen, ihre Stadt mit Wall und Graben. In dem Wall waren zwei Durchlässe, einer oben nach dem Schloß zu, der andere am Ende der heutigen Schloßstraße, etwa in der Gegend, wo sich jetzt das Rathaus befindet.

In diesem Umfang blieb die Stadt jedoch nicht lange. Die größere Sicherheit, die die Umwallung gewährleistete, lockte immer mehr Bewohner der umliegenden Dörfer an, sich als Pfahlbürger außerhalb der Befestigungsanlagen anzusiedeln. Zu ihnen gesellten sich Kaufleute, oft von weit hergekommen, die die Märkte und den Handel begünstigten. So entstand die untere Hälfte der Stadt, die „Neustadt“. Sie wurde ebenfalls durch Wall und Graben gesichert. Längere Zeit bestanden, so meint Eduard Bromm, zwei Stadtgemeinden nebeneinander, jede mit eigener Verwaltung, ja sogar mit einem eigenen Rathaus. Endlich hörte der Zuzug hierher auf. Viele Dörfer der Umgebung waren völlig in Rauschenberg aufgegegangen. Jetzt erst vereinigten sich beide Stadthälften zu einer Gemeinde.

Nach der Vereinigung wurde

vermutlich auf dem zugeschütteten alten Stadtgraben ein Rathaus errichtet, das aber abbrannte

Danach plante man, an anderer Stelle ein neues Rathaus zu erbauen, und da die Stadt zur damaligen Zeit wohlhabend war, sollte es auch größer werden und einen feuersicheren steinernen Treppenturm haben. Diese Planung wurde von 1557 - 1568 in die Tat umgesetzt.

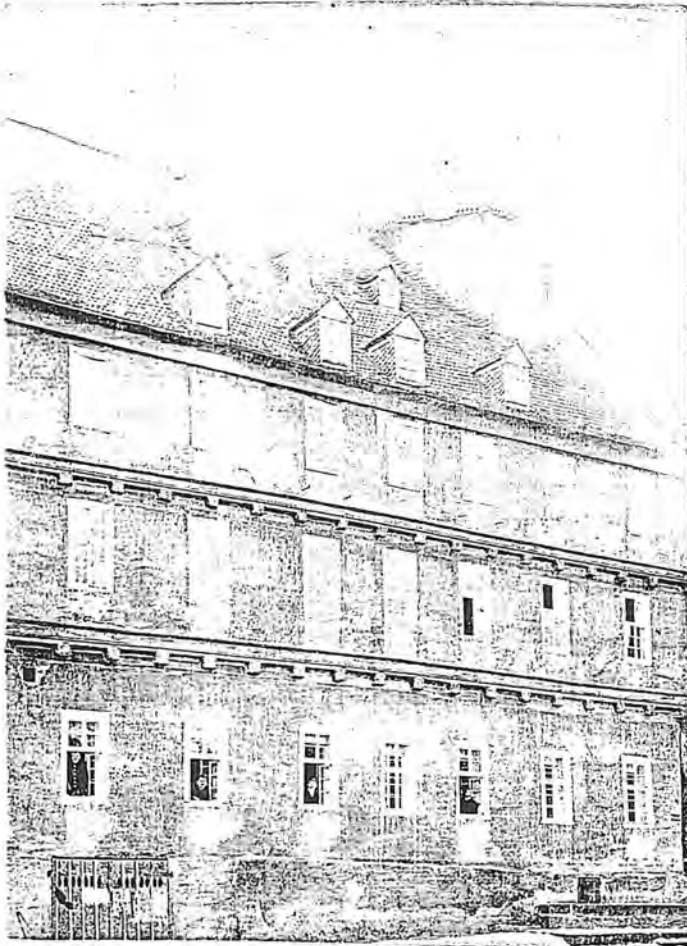
Leider sind keine Baupläne vorhanden und der Architekt ist unbekannt. Man kann jedoch davon ausgehen, daß Architekt der damalige Bürgermeister Heinrich Agnes war, der vor seiner Ernennung zum Bürgermeister städtischer Zeichner und Baumeister war. Ebenfalls deutet die Inschrift auf dem durchgehenden Querbalken über dem Rathauseingang auf eine solche Vermutung hin:

*„Im fünfzehnhundertfünfzig
und sieben Jahr,
als Christus, der Herr geboren war,
Heinrich Agnes, Bürgermeister
dieser Stadt, dieses Rathaus
angefangen hat mit Hilfe und
Rat, so er empfand von Rent-
meister Baltasar Weytershausen
und ist vollendet in folgenden Jahren
mit Gottes Hilfe er wollts bewahren.“*

Diese Inschrift zeigt aber zugleich, daß die Landesherrschaft, vertreten durch den Rentmeister, auf die städtischen Maßnahmen großen Einfluß nahm.

So wurde 1557 mit dem Rathausbau begonnen. Auf einem Sandsteinfundament im Ausmaß von ca. 12 x 18 m wurde ein dreigeschossiges Gebäude mit vorkragenden Stockwerken errichtet. Wegen des Brandschutzes wurden die

Fachwerkflächen bis in das 19. Jahrhundert hinein verputzt, und erst später wurde das Fachwerk freigelegt und Balken und Gefache gestrichen. Eine Totalrenovierung erfolgte 1985/87. In diesem Zustand zeigt sich das Rathaus in der Jetztform.



Wegen des Brandschutzes war das Rathaus bis in das 19. Jahrhundert hinein verputzt.



Rathausansicht nach der Renovierung 1985/87

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hatte das Rathaus Schiebefenster. Die damaligen Ratsherren (Schöffen) stifteten sogenannte Schöffenscheiben als Zeugnis der Verbundenheit mit der Stadt. Die bunten in Kranzform bleigefassten Glasscheiben waren in die Rathausfenster eingelassen. Meistens zeigten sie Ornamente in sinnbildliche

Darstellung zum Namen, die auch teilweise mit der Jahreszahl versehen waren. Die Zahl der gestifteten Schöffenscheiben ist unbekannt. Erhalten sind nur noch vier: Zwei im Rauschenberger Stadtmuseum (Chunrad Fink und Reiz Weckesser), eine in der Stadtkirche (Reiz Daum) und eine im Heimatmuseum Korbach (Huot).



Schöffenscheibe von Reiz Daum in einem Fenster der Rauschenberger Stadtkirche

Während der 450 jährigen Geschichte des Rathauses sind mehrere Umbauten vorgenommen worden, die im Laufe der Zeit den jeweiligen Verwendungszwecken angepaßt wurden.

Zunächst befand sich im Erdgeschoß ein geräumiger Saal, in dem die großen Hochzeiten abgehalten wurden. In der Regel dauerten diese bis zu acht Tagen, und fast die ganze Stadt war dazu eingeladen. Jeder brachte sich seinen Teller und sein Besteck mit und leistete bei der Verteilung von Speisen und Getränken sein Möglichstes. Später wurde der große Saal umgebaut und das Amtsgericht bezog die Räume und nutzte sie bis zur Auflösung 1932. Nach Auflösung der städtischen Spar- und Leihkasse 1933 und Umwandlung in eine Zweigstelle der Kreissparkasse wurden die Räume von der Sparkasse übernommen, die sie bis zum Umzug in einen Neubau (1979) nutzte. Danach bezog die Stadtverwaltung, die bis dahin allein die oberen Geschosse genutzt hatte, auch das Erdgeschoß als Verwaltungsgebäude.

Im ersten Stockwerk war die Ratsstube, wo die Sitzungen des Stadtrates

stattfanden. Die Ratsstube war u.a. ausgestattet mit einem kunstvoll aus Hirschgeweihen gearbeiteten vielarmigen Leuchter. Dieser Kronleuchter befindet sich heute im Stadtmuseum. Im zweiten Stockwerk befanden sich die Amtsstube von Bürgermeister und Sekretär sowie ein Raum der städtischen Spar- und Leihkasse, die 1866 gegründet wurde. Im Turmgeschoß war die Wohnung des städtischen Polizeidiener. Über der Wohnung hing die 121 kg schwere Bürgerglocke, die stündlich schlug, bei Feindangriffen zur Verteidigung läutete und zu den Parlaments- und Gemeindewahlen rief. Vom Turm wurde auch täglich geblasen, morgens um 4⁰⁰ Uhr, als Weckruf, dann um 11⁰⁰ Uhr, um den Mittag anzuzeigen und um 20⁰⁰ Uhr anzumahnen, das Tagewerk zu beenden. Auch wurde jedesmal nach einem überstandenen schweren Gewitter geblasen. Beide Bräuche werden seit 1870 nicht mehr ausgeübt. Vom Umgang des Turmes verkünden seit alters her zum Jahreswechsel Trompeten und Posaunen den Beginn eines neuen Jahres

Der Treppenturm

Der achteckige Treppenturm ist 1566 aus rotem Sandstein errichtet worden mit abschließendem Fachwerk. Er wurde auch Feuerturm genannt und hatte zu jedem Stockwerk einen Zugang. Im Falle eines Brandes wollte man den im Rathaus Anwesenden einen feuersicheren Abgang verschaffen. Ein anderer Baumeister als am Rathaus hat hier gewirkt. Vermutungen schließen

auf Ebert Baldewein, der Hofarchitekt des Landgrafen Ludwig IV. war und der in Marburg verschiedene Bauten errichtet hat. Eine breite Steinwendeltreppe führt bis ins obere Stockwerk.

Im Fachwerkaufbau des Obergeschosses wohnte der „Stadt-Turmmann“, der die nächtlichen Stunden abblies.

Ein Schmuckstück besonderer Art ist das Portal des Treppenturmes, welches von dem Frankenberger Bildschnitzer und Bildhauer Philipp Soldan geschaffen wurde. Die Renaissancetür liegt zwischen zwei Säulen, die ein Bogenfeld tragen, auf denen zwei mit den Schwänzen aneinander gefesselte Delphine liegen. Der Löwenkopf über der Tür gilt als Schreckmaske zur

Abwehr böser Geister. Im Bogenfeld befinden sich die Wappen der Stadt Rauschenberg und des Rentmeisters Baltasar von Weitershausen. Verziert sind die Säulen und das Bogenfeld mit Blumen und Blattornamenten sowie Kinderfiguren. Das Portal wird gekrönt mit dem Wappen des hessischen Landgrafen Philipp des Großmütigen..



Bogenfeld über dem Turmeingang

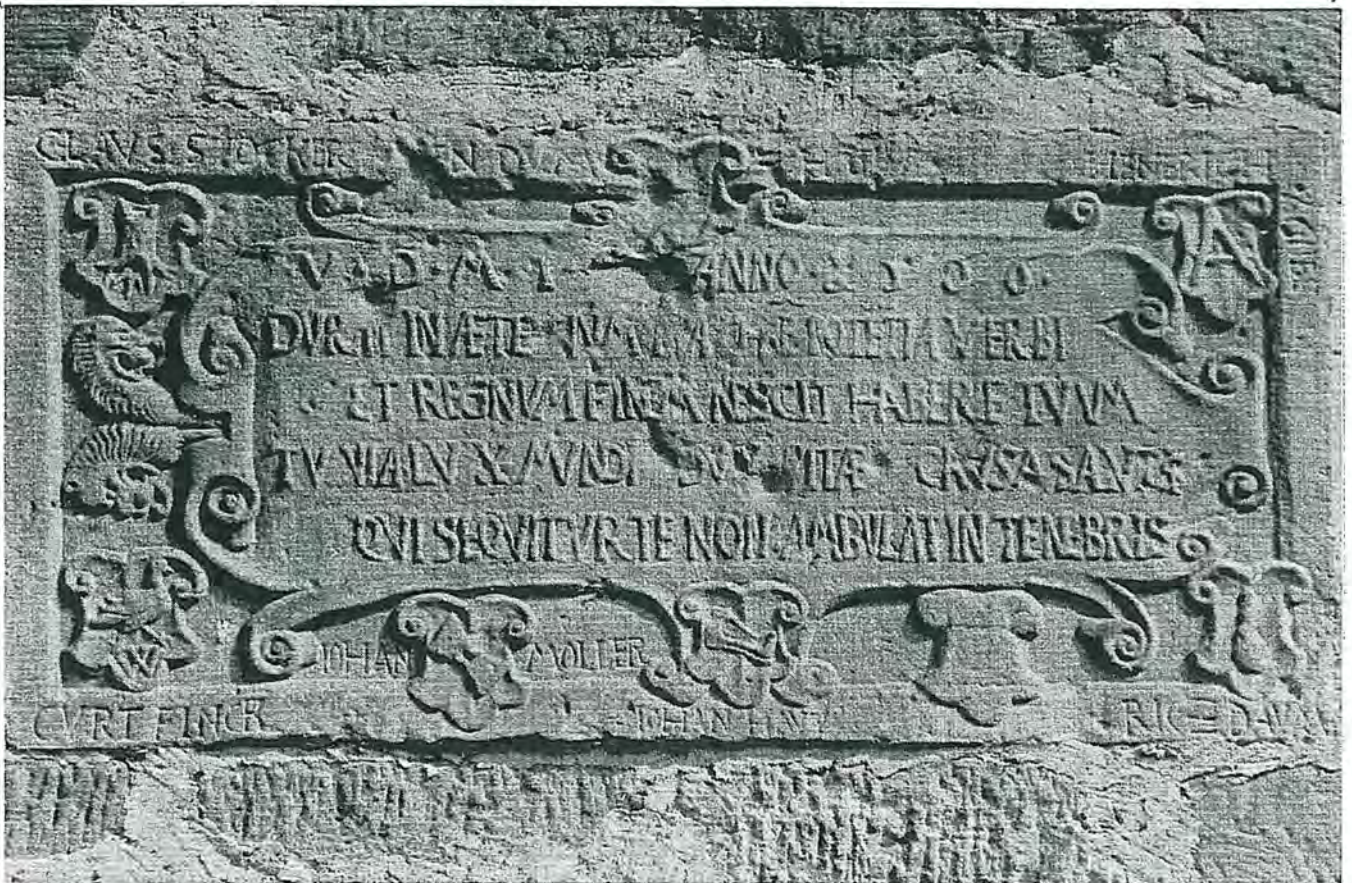
Seitlich des Portals ist eine Namenstafel der damals amtierenden Ratsherren angebracht nämlich: Heinrich Agnes, Claus Stöcker, Curt Finck, Johann Möller, Johann Huot und Reiz Daum, ein Name ist nicht mehr zu entziffern.

Die Inschrift der Namenstafel lautet:

„ V:D:M:AE: (VERBUM DOMINI MANET IN
AETERNUM)
ANNO DOMINI 1566
DURAT IN AETERNUM TUA CHRE POTENTIA
VERBI ET REGNUM NESCIT HERBERE TUUM
TU VIA LUX MUNDI DUX VITAE CAUSA
SALUTIS QUI SEQUITUR TE NON AMBULAT
IN TENEBRIS:“

In etwa übersetzt:

„Im Jahre 1566
Die Macht deines Wortes, Christe, währt in Ewigkeit
und dein Reich kennt kein Ende.
Du bist der Weg, das Licht der Welt, Führer des Lebens,
Grund des Heils.
Wer dir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern.“



Seitenrelief am Rathausturm mit den Namen der damaligen Ratsherren



Wappen des Landgrafen Philipp des Großmütigen
über dem Bogenfeld des Turmeingangs

1985/87 wurde das Rathaus neu renoviert: Das Fachwerk rotbraun gestrichen, die Gefache weiß abgetönt, so daß es heute in neuem Glanz erstrahlt. Zu dem besonderen Erscheinungsbild tragen u.a. auch die 90(!) Fenster bei.

Damit ist das Rathaus wieder das stattlichste und schönste Bauwerk unter den vielen Fachwerk-Bauten der Stadt und stellt den Mittelpunkt Rauschenbergs seit Mitte des 16. Jahrhunderts dar.

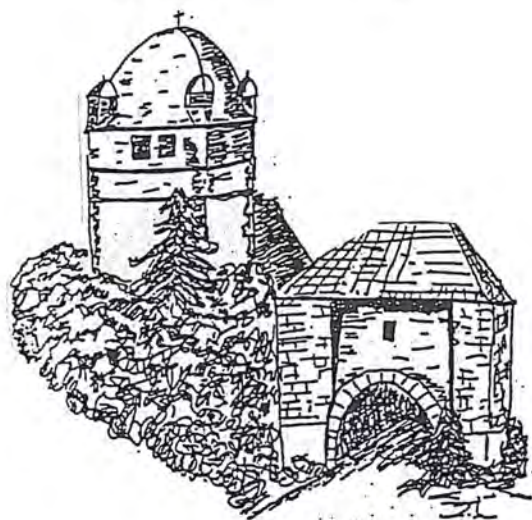
Literatur

Bromm, Eduard	„Die Stadt Rauschenberg in Oberhessen“, Marburg 1889
Kippenberger, Albrecht	„Das Portal am Rathaus von Rauschenberg“ Hess. Heimat, 14. Jahrgang 1964, Heft 3
Großmann, G. Ulrich	„Der spätmittelalterliche Fachwerkbau in Hessen“ Königstein/Taunus 1983
Prüser, Friedrich	„700 Jahre Stadt Rauschenberg“ Marburg 1966
Seibel, August Werner	
Trost, Gerhard	„725 Jahre Stadt Rauschenberg“ Kirchhain 1991

Fotos:

Kison, Ulrich	5 Stck
	1 Foto unbekannt

Rauschenberger



Museumschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger
Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

1998

Wilhelm Wissemann

Sitten und Gebräuche
in
Rauschenberg

Herausgeber: Verkehrs- und Verschönerungsverein 35282 Rauschenberg

Vorwort

Solange es Menschen auf der Welt gibt, hatten sie ihre Sitten und Gebräuche. Letztere wurden insbesondere auf dem Land wertgeschätzt.

Stetige Veränderungen aber führten dazu, daß im Laufe der Zeit manch' schöne Sitte und manch' guter Brauch völlig in den Hintergrund gerückt oder gar verdrängt wurde. Infolgedessen war auch deren Überlieferung an spätere Generationen nicht mehr gewährleistet.

Ich möchte mit dieser Museumsschrift einige jener bereits in Vergessenheit geratenen Sitten und Gebräuche Rauschenbergs festhalten und der Bevölkerung in Erinnerung bringen.

Wilhelm Wissemann

Wilhelm Wissemann:

Sitten und Gebräuche von Rauschenberg

- **Nachtwächter**

Mir persönlich sind noch 2 Nachtwächter bekannt, Herr Moll, Borngasse, und Herr Heinrich Trier, Marktstraße.

Ihr Aufenthaltsraum befand sich in der Alten Schule (Albshäusertorstraße). Von 22⁰⁰ - 02⁰⁰ Uhr machten sie jede Stunde einen Rundgang durch die Stadt, wobei an bestimmten Plätzen zweimal mit einer Pfeife gepfiffen und folgender Spruch aufgesagt wurde:

„Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen,
unsere Uhr hat „zehn“ geschlagen.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
daß der Stadt kein Schaden geschieht.“

(bis etwa 1939/40)

- **Spinnstube**

Die Spinnstube war ein sehr alter Brauch. In den Wintermonaten trafen sich die Jungen und Mädchen (ab dem 14./15. Lebensjahr meistens bis zur Heirat) abends in einer Wohnung, meist bei den Mädchen. Es wurden Spiele gemacht und die Mädchen hatten ihr Strickzeug dabei und strickten Strümpfe usw. Die Jungen leisteten sich oft einen Schabernack, indem sie den Mädchen die Strickstöcke aus den Maschen zogen. Es wurden schöne Lieder gesungen und so manche Liebschaft entwickelte sich bei diesen Abenden.

- **Osterwasser**

Ostersamstag war es Sitte, Osterwasser aus einem Bach zu holen. Es durfte dabei nicht gesprochen werden. Wenn jemand beim Sprechen erwischt wurde, mußte er eine Runde ausgeben. Dabei gab es oft kleine Besäufnisse.

- **Ostereier**

Mit den gefärbten Ostereiern wurden am ersten und zweiten Feiertag auf den Wiesen Wurfspiele durchgeführt. Sobald ein Ei zerbrochen war, wurde es gegessen. Man legte sie auch in einen Ameisenhaufen, wobei sich die Eier dann nach einigen Minuten verfärbten. Je nach Stärke der Verfärbung konnte das Frühlingserwachen der Ameisen beobachtet werden.

- **Bär**

Eine alte Tradition war es, daß die Burschenschaft am 3. Ostertag (Ostermontag) einen Bären machte. Dieser Bär war in Stroh verkleidet und wurde mit Eisenketten nun durch die Straßen der Stadt geführt. Burschen und Mädels folgten dem Zug, wobei es oft ein Gaudi gab. Dabei wurden Eier und Geld gesammelt. Anschließend gab es ein gemütliches Beisammensein, welches oft mit einem Gelage endete.

• Burschen

Ein alter Brauch, der bis in die heutige Zeit erhalten geblieben ist, ist das Burschen auf dem Osterplatz. Dieser findet immer am 1. Sonntag im März statt (auch 'Schloß ausstecken' genannt). Die Jungen wurden nach der Konfirmation „geburscht“.

Jungs und Mädchen treffen sich auch heute noch um 14⁰⁰ Uhr auf dem Marktplatz, um gemeinsam zum Schloßberg (Osterplatz) zu wandern. Es werden Lieder gesungen und Schlagball gespielt, dabei müssen die Mädchen eine Runde um die Jungen laufen, wobei die Jungen versuchen, jeweils ein Mädchen einzufangen.

Anschließend werden unter feierlicher Rede des ältesten Burschen die Jungen mit folgendem Spruch in die Burschenschaft aufgenommen:

Burschen: „So lange wir uns kennen,
wollen wir uns Freunde nennen.
Unsere Freundschaft, die soll brennen,
wie ein altes Hangelicht,
Freunde wollen wir uns nennen,
bis der Kater Junge kriegt.
Eine Hundsfott, die uns schimpfen tut,
die schlagen wir mit der Schippe tot,
ein rechtschaffender Mensch,
der uns was schenken tut,
dem sind wir gut.“

gesungen: „Schon wieder eine Seele vom Alkohol gerettetet,
schon wieder eine Seele vom Alkohol gerett.
Immer rein, immer rein, immer rein in die Heilsarmee.“

• Ständchen singen bei Hochzeiten

Die Hochzeit bedeutete für die Burschen den Abschied von der Junggesellenzeit und der Burschenschaft.

Die Burschenschaft verabschiedet sich mit einem Ständchen.

Lieder: ① 1.) Ich bin so gern, so gern daheim, daheim in meiner stillen Klausen,
wie klingt es doch dem Herzen wohl, das liebe traute Wort 'zu Hause'.
Doch nirgends in der weiten Welt fühl ich mich frei so von Beschwerden,
ein braves Weib, ein herzig Kind, das ist mein Himmel auf der Erden.

2.) Gewandert bin ich hin und her und mußte oft dem Schmerz mich fügen.
Den Freudenbecher setzt ich an, ich trank ihn aus mit vollen Zügen.
Doch immer zog es mich zurück, zurück zu meinem heim'schen Herde,
ein braves Weib, ein herzig Kind, das ist der Himmel auf der Erde.

3.) All abends, wenn ich geh zur Ruh' und mich leg zum Schlummer nieder,
da bete ich zum Herrn der Welt, es schließen sich die Augenlider.
Ich falte meine Hände fromm zu dem, der sprach, es soll einst werden:
Oh guter Gott, erhalte doch mir meinen Himmel auf der Erden.

② 1.)Mir gefällt das Eh'standsleben, besser als das Klosterziehen,
ja Klosterziehen, in das Kloster mag ja mag ich nicht,
denn ich bin zur Eh' verpflichtet, ja Eh' verpflichtet.

2.)Ach, was wird die Mutter sprechen, daß ich sie verlassen will,
verlassen will, sie mag sprechen was ja was sie will,
ich will heiraten in der Still, ja in der Still.

3.)Vater laß dich doch erbarmen und verschaff mir einen Mann,
ja einen Mann, der mich drückt an seine ja seine Brust,
denn zum Heiraten hab ich Lust, ja hab ich Lust.

③ 1.)Ich saß einstmal im grünen Haine,
es war des Nachts bei hellem Mondenscheine,
ich sah von fern ein Mädchen stehn,
sie war so schlank wie eine Rebe,
sie war bei Gott, so wahr ich lebe,
die Schönste, die ich je gesehn.

2.) Als sie mich sah, da wollt sie fliehen,
ganz trostlos war ja ihr Bemühen.
Ich faßte sie bei der Hand und sprach:
„Mein Liebchen, willst du mich verlassen,
willst du mich lieben oder hassen?“
Die Antwort war ein leises 'Ja'.

3.) Wir setzten uns ins Grüne nieder,
ich küßte sie und sie mich wieder,
wir kannten uns vor Liebe kaum,
und so verschwand sie unter Küssen.
Wollt ihr es denn noch weiter wissen?
Ich wachte auf, es war ein Traum.

• Fastnacht

Zur Fastnacht war es Brauch, daß die Kinder mit einem Holzspieß von Haus zu Haus gingen, um einen Vers vorzutragen:

„Ho, ho, ho, die Fassenacht is doo,
wenn er mer ke' Griewe gebt,
dann lege oue Hinner net.“

Es gab meistens ein Stück schwarze oder rote Wurst auf den Spieß.

• Wurstmännchen

In der Winterzeit wurden früher die meisten Hausschlachtungen durchgeführt (meistens Landwirte). Die Arbeiterschaft und geringere Leute nutzten diese Gelegenheit, und machten ein Wurstmännchen, um den Speiseplan für ihre Familien aufzubessern.

Dazu verkleidete man sich, so daß man auf den ersten Blick nicht erkannt wurde. Es war damals eben eine ärmere Zeit als heute.

- **Mus kochen** - „Musleiterchen“

In der Reifezeit (Herbst) der Zwetschgen und Birnen wurde in fast jedem Haus Zwetschgen- und Birnenmus in einem großen Kessel gekocht.

Hierbei war es Brauch, Lehrlinge und Unerfahrene zu veralbern. Sie wurden beauftragt, für das eigene Zwetschgen- oder Birnenmus das „Musleiterchen“ zu holen. Unbefangen schritten sie zur Tat. Dort angekommen, bepackte man die Unwissenden mit einem Rucksack mit schweren Steinen oder allen (un-) möglichen Gegenständen. Bald merkten sie, daß man sie „angeführt“ hatte, und der kleine Scherz wurde im allgemeinen mit Humor hingenommen.

- **Sandmann**

Bis in die 30er Jahre gab es den Sandmann. Er kam am Wochenende, meistens Samstags, und brachte den Leuten weißen Sand (Quarzsand), mit dem die Fußböden geschrubbt wurden. Die Fußböden bestanden meistens aus breiten Holzdielen oder Steinplatten.

- **Pfingsten**

An Pfingsten wurden die Häuser (Haustüren und Fenster) mit Pfingststräuchern (frisch ausgetriebenes Birkenreisig) geschmückt.

- **Turmbblasen vom Rathausturm**

Im Sommer wurde tagtäglich vom Rathausturm geblasen,
um 4⁰⁰ Uhr zum Weckruf,
um 11⁰⁰ Uhr, um den Mittag anzuzeigen und
um 20⁰⁰ Uhr, um die Arbeit im Felde einzustellen.

Auch nach einem überstandenen Gewitter wurde jedesmal geblasen, seit 1870 wird dieser Brauch nicht mehr ausgeübt.

- **Trauer/Beerdigung**

War ein Angehöriger verstorben, trugen die Männer einen schwarzen Trauerflor um den Arm, um so die Trauer anzuzeigen.

Bei der Beerdigung bekamen die Träger ein Buchsbaumsträußchen und eine Zitrone wegen des Leichengeruchs, vor allem im Hochsommer. Es gab nämlich noch keine Leichenhalle, der/die Verstorbene wurde von zu Hause aus beerdigt.

- **Nachkriegszeit**

Mit dem Einzug der Flüchtlinge (1945/46), meistens aus dem Sudetenland, blühten hier die Maskenbälle auf.

Vor dem Krieg gab es nur Kappenbälle.

- **Musikkapellen in Rauschenberg**

Vor dem 2. Weltkrieg:	Kapelle Hof Hartmann
	Kapelle Merle, Heinrich
	Kapelle Moll, Jean (Bim-Bam-Bulla)
Nach dem 2. Weltkrieg:	Kapelle Moll, Jean
	Kapelle Maukner
	Kapelle Gamb, Konrad
	Kapelle 'Die lustigen Wohrataler'

- **Heiliger Abend**

Am 24. Dezember um Mitternacht wurden vom Rathausturm Weihnachtslieder von einer Rauschenberger Kapelle gespielt, anschließend läuteten die Weihnachtsglocken.

- **Würfelabende**

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde in den Bäckereien ab 20⁰⁰ Uhr gewürfelt und zwar um Neujahrswecke oder Kringel, regelmäßig bis etwa 1939, nach dem Kriege nur noch vereinzelt.

- **Silvester**

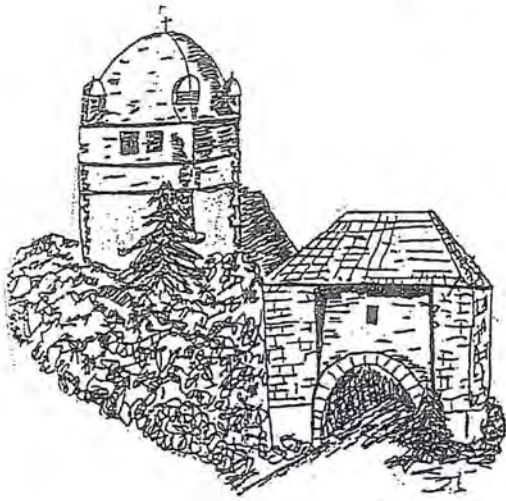
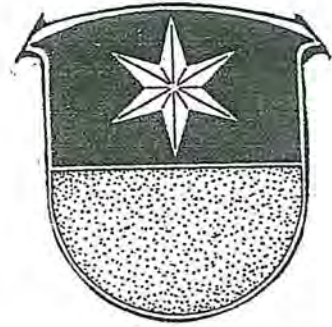
Am 31. Dezember wurden um Mitternacht ebenfalls vom Rathausturm von einer Rauschenberger Kapelle Choräle geblasen.

Bis vor dem 2. Weltkrieg versammelte sich die Bevölkerung auf dem Marktplatz und sang gemeinsam das Lied

„Vergangen ist das alte Jahr, das ein Jahr der Gnade war.“

Man wünschte sich gegenseitig ein frohes, neues Jahr, anschließend läuteten die Kirchenglocken.

Rauschenberger



Museumschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger
Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

2001

Wilhelm Wissemann

Jüdische Spuren in Rauschenberg

Herausgeber: Verkehrs- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V.
35282 Rauschenberg

Jüdische Spuren in Rauschenberg

- 1604** Seit 1604 sind Juden in Rauschenberg nachweisbar.
Zuweisung erfolgte durch den hessischen Landgrafen.
- | | |
|-----------------|-------------|
| 1660 zählte man | 15 Personen |
| 1723 zählte man | 14 Personen |
| 1788 zählte man | 27 Personen |
| 1865 zählte man | 42 Personen |
- Anfang des 20. Jahrhunderts stieg die Zahl auf fast 100 Personen an.
- 1903** Als Folge des schnellen Wachstums der hiesigen Judengemeinde wurde 1903 ein Judenfriedhof in Rauschenberg gebaut (620 qm groß, Richtung Schwabendorf).
Die letzte Bestattung war 1938.
Vor 1903 wurden die Juden aus der engeren und weiteren Umgebung in Hatzbach beerdigt. Auf dem Judenfriedhof in Hatzbach wurden schon im 15. Jahrhundert Juden begraben (Friedhof 3 141 qm groß).
Nach 1903 trennten sich die Juden aus Betziesdorf, Bürgeln und Schönstadt von der Rauschenberger Judengemeinde und gründeten eine eigene Judengemeinde, nämlich die Betziesdorfer Synagogengemeinde.
Man erzählte damals, dass die Rauschenberger Juden allen Gleichgesinnten aus der Umgebung, die Katz hießen, den Eintritt zum Rauschenberger Judenfriedhof , verwehrt. Alle die Katz hießen mussten also während einer Bestattung außerhalb der Friedhofsbegrenzung stehen. Salomon Katz aus Schönstadt legte deshalb seinen Namen ab, und hieß fortan Metzger, was er auch von Beruf war.
- 1858** 1858 wurde ein Gebetsraum (Synagoge) in der Rosengasse errichtet.
1910 wurde dieser Raum erweitert, obwohl die Zahl der Juden wieder rückläufig war.
- 1860** Ab 1860 gab es eine separate Schulklasse für die Rauschenberger Juden.
- 1897** Ab 1897 erfolgte der Schulunterricht der jüdischen Gemeinde in einem Raum des Rauschenberger Schulhauses (Alte Schule).
Lehrer dieser Schulklasse war Herr Schirling.
- 1914** Ab 1914 übernahm dieser Lehrer die Unterklasse aller Rauschenberger Kinder.
- 1915** Im 1. Weltkrieg wurden die Lebensmittel rationiert.
Es wurden Verteilerkarten ausgegeben.
Zur Verteilung wurden nur zuverlässige Händler eingesetzt:
für Brot und Getreideprodukte: Simon Stiefel
für Fleisch: Anshel Plaud *ט*
- 1918** Nach dem 1. Weltkrieg ließ sich der jüdische Arzt Dr. Julius Oppenheimer in Rauschenberg nieder, er war Inhaber des EK 1 und zeitweilig im Stadtrat tätig
- 1933** 1933 lebten noch etwa 11 Familien mit 34 Personen in Rauschenberg

Familien und Geschäfte	Straße	Haus-Nr heute
<p>Familie Bachenheimer, <i>Kälberhändler</i> Ludwig Bachenheimer (Sohn) war in Kirchhain in einem Kaufhaus beschäftigt und wurde in diesem Kaufhaus verhaftet, anschließend nach Kassel und dann nach Buchenwald deportiert, am 22. 04. 1939 nach USA ausgewandert.</p>	Marktstraße	4
<p>Arthur Katten, <i>Viehhändler</i>, am 14. 12. 1938 nach USA ausgewandert</p>	Blaue Pfütze	8
<p>Familie Stiefel (Sußmann), <i>Schuhgeschäft</i> und <i>Viehhändler</i> Lothar Stiefel 07. 02. 1925 Fam. 29. 03. 1938 nach USA ausgewandert.</p>	Blaue Pfütze	16
<p>Familie Plaut, <i>Metzgerei</i> am 20. 04. 1936 nach Allendorf verzogen am 24. 03. 1939 mit seiner Tochter nach England und 1940 nach USA ausgewandert.</p>	Schmaleichertorstr.	12
<p>Sally Stiefel, Bruder von Isidor Stiefel am 02. 02. 1938 nach Laasphe verzogen, später deportierte man ihn ins Konzentrationslager Auschwitz.</p>		
<p>Malchen Plaut am 30. 01. 1936 verstorben Mehl Michel am 08. 10. 1934 verstorben</p>	Kraftgasse 103	8
<p>Familie Plaut (Mausches) <i>Metzgerei</i> am 02. 01. 1939 nach Frankfurt/M ins Altersheim am 26. 09. 1942 im Ghetto Theresienstadt umgekommen.</p>	Kraftgasse 101	6
<p>Familie Siegfried Kugelmann <i>Metzgerei</i> Schwiegersohn von Familie Plaut (Mausches) mit Sohn Gerd am 10. 02. 1937 nach USA ausgewandert.</p>	Kraftgasse 101	6
<p>Familie Plaut (Seligs) <i>Lebensmittel, Bekleidung, Nähmaschinen, Fahrräder und Drogeriewaren</i> am 21. 03. 1936 nach USA ausgewandert. (Seligs Korn-Kaffee)</p>	Schloßstraße 124	8
<p>Isaak Katz-Stiefel mit Tochter Anna Am 27. 08. 1941 nach Marburg/L verzogen, am 08. 12. 1941 ins Ghetto nach Riga deportiert.</p>	Hinter dem Rathaus	5
<p>Familie Katz-Stiefel (Schnaps-Michel) Adolf und Hedwig Adolf verstarb am 12.07.1938, Hedwig ist am 15.07.1941 nach Barcelona und dann wahrscheinlich nach Argentinien zu ihrem Sohn ausgewandert.</p>	Hinter dem Rathaus	5

Einige weitere Informationen

Schächtverbot: ab 29. 03. 1933

Der Sabbat: Er begann am Freitagabend mit dem Sonnenuntergang und endete am Samstagabend bei Sonnenuntergang.
Während dieser Zeit ruhte die gesamte Arbeit.

Diese Informationen wurden u. a. aus dem Buch „Purim, ihr liebe Leut“ von Händler-Lachmann entnommem. (Das Buch kann in der Stadtbücherei Rauschenberg (Markt 2) ausgeliehen werden

Auszug aus Nachschlagewerk. „100000 Tatsachen“

Judentum, älteste monotheist. Religion.

Sie erhebt den Anspruch, dass der einzige und wahre Gott und Schöpfer der Welt (Jahwe) in Abraham das Volk Israel auserwählt hat, den Glauben an den einen Gott in der Welt zu bekennen. Zeichen der Zugehörigkeit zu diesem „auserwählten Volk“ ist die Beschneidung. Gott hat seinen Willen v.a. in der Thora, dem Gesetz, offenbart. Dieses Gesetz zu erfüllen, d.h. die Offenbarung reinzuhalten, ist oberstes Ziel des Judentums. Dazu dienen zahlreiche, oft pedant. genaue Vorschriften und Bräuche, v.a. Speisevorschriften, Beschneidung, Sabbatfeier. Im Mittelpunkt der Religiosität steht also weniger das persönl. Heil (Seligkeit, Rechtfertigung) als vielmehr der Beitrag des Einzelnen zur Erfüllung des kollektiven Erwählungsauftrages bzw. zur Verwirklichung der Gottesherrschaft. Das Judentum steht stets in der Erwartung des Messias und seines Reiches, deren Ankunft Jahwe verheißen hat.

Eine oberste Lehrinstanz kennt das Judentum nicht. Die jüd. Ortsgemeinden sind weitgehend autonom. In ihnen ist der einzelne Gesetzesgelehrte, der Rabbiner, die eigentl. religionsgesetzl. Autorität.

Zentrum der Gemeinde ist die Synagoge, in der der gemeinsame Gottesdienst in der Regel dreimal täglich stattfindet.



RAUSCHENBERGER



Museumsschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger Museums
zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

1/2003

Willi Wolf:



Valentin Traudt 1864 – 1950

Lehrer in Rauschenberg 1885 – 1902

Überarbeitete und verschriftlichte Form eines am 29. Juni 2003 im Rahmen der Rauschenberger Museums-Lesungen gehaltenen Vortrags.

Herausgeber: Kultur- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V.

Ich kämpfe fort!

Vom ersten Tage in der Wiege
Sang mir die Sorge höhnisch vor!
Und glaubte später ich, sie schwiege,
Traf quälend ihr Gesang mein Ohr.
Ob drohend, schmeichelnd klingt ihr Wort;
Ich kämpfe fort!

Und hüllt sie meines Hoffens Sterne
mit ihrem grauen Schleier ein,
Peitscht mich durch Nacht in öde Ferne,
Daß ich verspottet steh allein;
Erhoff' ich doch noch einen Port –
Und kämpfe fort!

Zerschlägt sie meines Lebens Steuer,
Bäumt Well' um Welle meinem Schiff,
Stürzt seinen Mast durch Blitzes Feuer,
Wirft endlich mich ans Felsenriff;
Verlaß ich ungebeugt den Bord –
Und kämpfe fort!

Und tragt ihr endlich mich zu Grabe,
Hin in der Erde Blumenschöß,
Wähnt, daß ich ausgelitten habe,
der eiteln Sorge frei und los;
Ich schlafe nicht an diesem Ort:
Ich kämpfe fort!

Valentin Traudt

Vorwort

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die verschriftlichte und leicht überarbeitete Form eines Vortrags¹, den ich unter dem Titel „Valentin Traudt – ein Lehrer in Rauschenberg“ im Juni 2003 im Rahmen der vom Kultur- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V. veranstalteten Museumslesungen gehalten habe.

Worauf stützt man sich, wenn man einen Menschen näherbringen will, der nach 17-jähriger Lehrtätigkeit in Rauschenberg vor gut über 100 Jahren 1902 Rauschenberg verlassen hat? Da gibt es ein großes Handicap: Das Haus des Ehepaares Traudt wurde im Oktober 1943 in Kassel ausgebombt: Alle Unterlagen – unveröffentlichte Manuskripte, Briefwechsel, Fotos usw. – wurden vernichtet. So war ich in weiten Teilen auf Berichte und Würdigungen, beispielsweise zu „runden Geburtstagen“ von damaligen Zeitzeugen, meinen Gewährsleuten, angewiesen. Das Problem, dass diese nicht immer einheitlich die Fakten berichten, will ich nicht unerwähnt lassen. Hilfreich waren auch eine längere Lebensbeschreibung des Sohnes Theodor und eine 1985 vom damaligen Herausgeber des Burgwaldboten, Hans Huber, geschriebene Biographie. Und natürlich waren, soweit vorhanden, Vereinschroniken und die Chroniken der Stadt Rauschenberg wichtig für die Beschreibung der Umstände und Zustände im damaligen Rauschenberg.

Aber auch an solche Quellen muss man erst einmal herankommen. Hier gilt mein Dank vor allem Dieter Woischke, der sich seit Jahrzehnten darum bemüht, die Erinnerung an Valentin Traudt wach zu halten, und der dazu eine „Erinnerungs-Tafel“ gestaltet hat, die in unserem Rauschenberger Stadtmuseum hängt.

Folgende Quellen habe ich vor allem benutzt:

Gersch, H.: Valentin Traudt, Leben und Werk. In: Hessische Heimat 1952 (Heft 4), S. 89 – 92

Gersch, H.: Valentin Traudt. In „Hessische Lehrerzeitung“ (1950) (Heft 9), S. 105

Traudt, Th.: Biographie

Visitationsberichte (Kopien)

Kopien aus dem Protokollbuch des MGV 1842 e.V., Festschrift zum 150-jährigen Bestehen (1992)

Festschriften zu den Stadtjubiläen: 700 Jahre Stadt Rauschenberg (1966), 725 Jahre Stadt

Rauschenberg (1991)

Diverse Zeitungsartikel zu „runden Geburtstagen“ von Valentin Traudt, Nachrufe anlässlich seines Todes und spätere Würdigungen. Weitere Quellen werden im Text genannt.

Aber natürlich benötigte ich auch „technische Hilfe“. So bin ich Ulrich Kison für die Reproduktion der in diesem Text enthaltenen Fotografien dankbar.

Und schließlich habe ich mich bei meiner Frau zu bedanken. Sie hat mich nicht nur immer wieder ermuntert, sie hat auch die in der alten Sütterlinschrift geschriebenen Dokumente in – eine wichtige zeitsparende Hilfe – unsere jetzige Schrift übertragen und geschrieben.

Rauschenberg, im Dezember 2003

Willi Wolf

¹ Die im Vortrag gezeigten Bilder sind in den Text eingearbeitet. Die von Anna Moll gelesenen Passagen aus den Texten von Valentin Traudt oder aus Berichten von Zeitzeugen wurden bis auf eine Ausnahme ebenfalls in den Text eingearbeitet. Bei der Ausnahme handelt es sich um zwei längere Passagen aus Traudts Roman „Leute vom Burgwald“.

Was erwartet Leserinnen und Leser auf den folgenden Seiten? Ich habe Valentin Traudts Leben in fünf Phasen gegliedert:

- Kindheit, Jugend 1864 bis 1878
- Lehrerausbildung 1879 bis 1885
- Jahre in Rauschenberg 1885 bis 1902 (Schwerpunkt)
- Kasseler Zeit 1902 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1929
- Jahre von 1929 in Kassel und ab 1943 in Flechtdorf

Dabei interessierten mich vor allem die folgenden Aspekte:

- seine persönliche Entwicklung und seine Familie
- Valentin Traudt als Lehrer und Pädagoge
- Valentin Traudt als Schriftsteller
- Valentin Traudt als Politiker
- sowie seine besonderen Aktivitäten und Interessen

Kindheit und Jugend (1864 bis 1878)

Am 23. Juli 1864 – also noch in kurhessischer Zeit – wird Valentin Traudt in Fulda geboren. Einer konfessionell gemischten Ehe entstammend, wird er nach einem damals in Misch-ehen üblichen Brauch nach seinem Vater evangelisch getauft; seine früher geborene Schwester jedoch nach der Mutter katholisch. Seine Geburt fällt noch in die Zeit der vielen Kriege im späteren Deutschland; so zogen 1866 im preußisch-österreichischen Krieg Truppen durch Fulda. Traudts Vorfahren sollen Zimmerleute und Bauern gewesen sein. Sein Vater war nach langer Militärzeit in der Bahnverwaltung tätig und starb früh. 1870 stirbt auch die Mutter, und die Kinder werden getrennt. Valentin Traudts Schwester kommt in eine Klostererziehung, wo sie früh stirbt, er

selbst kommt als Sechsjähriger zu Verwandten nach Hanau, wo der aufgeweckte Knabe in dem frauenlosen Haushalt des Onkels heranwächst.

Mit vierzehn Jahren soll Valentin Traudt nach dem Besuch der Bürgerschule in Hanau das Zimmerhandwerk erlernen. Er bricht die Ausbildung ab und beginnt, ebenfalls ohne Erfolg, eine kaufmännische Lehre. Und dann will oder soll er Volksschullehrer werden, was offensichtlich seinen Anlagen und Talenten weit eher entspricht.

Wie wurde man in jener Zeit Volksschullehrer? Diese Frage führt zur zweiten Lebenslauf-Epoche.

Lehrerausbildung (1879 bis 1885)

Damals wurde man nicht wie heute mit Abitur und Studium Volksschullehrer – das galt in jener Zeit nur für die Gymnasiallehrerschaft. Nach dem Abschluss der Volksschule besuchten die angehenden Volksschullehrer zunächst zur Vorbereitung auf das Lehrerseminar für mehrere Jahre eine sogenannte „Präparande“ und dann, nach einer Aufnahmeprüfung, für drei Jahre ein Lehrerseminar.

Was musste damals ein angehender Volksschullehrer in den drei Jahren Lehrerseminar lernen? Zu Traudts Zeiten galt in den preußischen Lehrerbildungsseminaren der in Bild 1

wiedergegebene Stundenplan². Der Lehrplan ist dem einer lateinlosen Oberschule jener Jahre angenähert. Es überrascht vor allem der hohe Anteil der Musikausbildung. Neben Klavier-, Orgel- und Violinspiel standen noch Gesang und Harmonielehre auf dem Stundenplan. Bei der Orgel beispielsweise mussten Choraltranspositionen und Modulieren geübt und sollten kleinere Choraleinleitungen und einfache Zwischenspiele erfunden werden.

² Schneider, K., v. Bremen, E. (Hg.): Das Volksschulwesen im Preußischen Staat. Bd. 1, Berlin 1886, S. 433 ff.

	Klasse 3	Klasse 2	Klasse 1	Gesamt
Pädagogik	2	2	3	7
Religion	4	4	2	10
Deutsch	5	5	2	12
Geschichte	2	2	2	6
Rechnen	3	3	1	7
Raumlehre	2	2	0	4
Naturbeschreibung, Physik, Chemie	4	4	2	10
Geographie	2	2	1	5
Zeichnen	2	2	1	5
Schreiben	2	1	0	3
Turnen	2	2	1	5
Musik	5	5	3	13
Fremdsprachen	3	3	2	8
	38	37	20	95

Bild 1: Stundenplan der angehenden Volksschullehrer in Preußen zur Seminarzeit von Valentin Traudt

Da wurde von Seminaristen sehr viel verlangt, was aber unmittelbar verständlich wird, wenn man das Ziel dieser Ausbildung betrachtet:

„Der Unterricht hat die Ausbildung der Seminaristen zu guten Gesangslehrern, zu Kantoren und Organisten zum Ziel.“

Das sollte sich im späteren Leben Valentin Traudts bewahrheiten.

Traudt Lehrerausbildung fiel in eine günstige Zeit. Die nach 1848 – diese Jahreszahl ist mit der Paulskirchenversammlung in Frankfurt und dem vergeblichen Bestreben der Bürger für mehr Rechte verbunden – erlassenen rigiden und rückschrittlichen Bestimmungen zur Volksschule und zur Lehrerausbildung waren 1872, also wenige Jahre bevor Traudt in die Präparande eintrat, aufgehoben worden. Ein kurzer Rückblick darauf, was dem angehenden Volksschullehrer Traudt erspart blieb.

1849 beschimpft der damalige preußische König Friedrich-Wilhelm IV. in einer Konferenz die anwesenden Seminarlehrer mit den Worten:

„All das Elend, das im verflorbenen Jahr über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Massenweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreiten, mit der Sie den Glauben und die Treue und den

Glauben aus dem Gemüt meiner Untertanen ausgerottet und deren Herzen von mir abgewendet haben. Diese pfauenhaft aufgestutzte Scheinbildung habe ich schon als Kronprinz aus innerster Seele gehaßt und als Regent alles aufgeboten, um sie zu unterdrücken. Ich werde auf dem betretenen Wege fortgehen, ohne mich irremachen zu lassen, und keine Macht der Erde soll mich davon abwendig machen.“

(Zitiert nach Paulsen, F.: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1912³ (1. Auflage 1906), S. 155.)

Und wie es der König wollte, so kam es auch. Die Lehrpläne wurden umgestaltet. Um vor allem Thron und Altar zu respektieren, reichten für die preußischen Untertanen Beten, Lesen und ein wenig Rechnenkönnen völlig aus. Und die Konsequenzen für die Lehrerausbildung? Die Lehrer mussten ebenfalls dumm bleiben.

Ein Anfang des vorigen. Jahrhunderts erschienenes Standardwerk kommentiert jene rückschrittlichen Jahre so:

„Wollte man das Volk in der dem Bürokratismus und dem Kirchentum nützlichen, ja für seine Herrschaft notwendigen Unwissenheit erhalten, so musste man in erster Linie die Bildung der Volksschullehrer auf ein solches Maß beschränken, dass diesel-

ben beim besten Willen nicht im Stande sind, diese Bildung über die von einer allwaltenden und allweisen Regierung gezogenen Linien hinauszuführen“.

(Zitiert nach Scherer, H. Die Volksschule. In: Rein, W. (Hg.): Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Langensalza 1909², S. 434)

Oben wurde erwähnt, dass ein Volksschullehrer zu Traudts Zeiten etwa soviel Wissen wie ein Gymnasiast einer Oberschule ohne Sprachen hatte, nach 1848 jedoch sollte er nicht mehr wissen als Jahre vorher ein guter Volksschüler wusste. Ich bin sicher, dass Valentin Traudt, hätte er unter diesen Bedingungen Lehrer werden müssen, darauf verzichtet hätte. Und wenn er doch Lehrer geworden wäre, dann wäre er vermutlich nicht zu einem freiheitlichen und für Demokratie kämpfenden Menschen geworden.

Die Jahre in Rauschenberg (1885 bis 1902)

Zu Beginn soll, gleichsam zur Einstimmung, der Mensch Valentin Traudt mit Hilfe der Lebensbeschreibung seines Sohnes Theodor etwas näher geschildert werden.

Theodor Traudt beschreibt seinen Vater als von mittlerem Wuchs mit breitem Rücken. Sein gewaltiger Charakterkopf (Hutgröße 60) sei mit einer Löwenmähne geziert gewesen. Die hellblauen Augen hätten schon in jungen Jahren Gläser gebraucht, wobei er meist den altmodischen Kneifer bevorzugt hätte. Valentin Traudt habe eine schier unverwüstliche Gesundheit gehabt und sei gewandt und ausdauernd gewesen. Auch noch in späteren Jahren sei er über lange und schwierige Strecken gewandert. Als Zecher habe er, der eine frohe und geistreiche Runde liebte, manchen ausstechen können.

Sein Gefühl sei wohl schon zur Verschlussenheit veranlagt gewesen und sei darin durch die elternlose Jugend bestärkt worden. Er habe schon schroff und kalt wirken können. Er habe aber immer Mitgefühl mit allen Schwachen und Benachteiligten gezeigt. „Wer ihn um Hilfe bat, dem wurde nach Kräften geholfen.“ Er konnte, „ehrlich wie er war, seine Meinung auch unverblümt und mit

Nach diesem Exkurs wieder zurück zu Valentin Traudt. Er besucht je drei Jahre die Präparanden-Anstalt in Hanau und anschließend das Lehrerseminar in Schlüchtern. Den Quellen ist zu entnehmen, dass den Seminaristen neben dem Turnen die Literatur stark fesselte. Besonders die Klassiker hätten es ihm ange-tan, wenn sie auch wegen ihres „Räuber“- und „Götz-Geistes“ auf den Seminaren noch sehr beargwöhnt worden seien – , die Obrigkeit liebte den aufrührerischen Geist dieser Stücke nicht. Von Schiller sei der junge Traudt so begeistert gewesen, dass er in den Ferien zu Fuß zu Schillers Geburtsort Marbach in Württemberg – also immerhin ein paar hundert Kilometer – gewandert sei.

1885 verlässt er mit 21 Jahren nach bestand-nem Examen das Seminar, um seine erste Lehrerstelle in Rauschenberg anzutreten.

herzerfrischender Grobheit sagen.“ Bemerkenswert seien auch sein starker Wille und sein ausgeprägtes Pflichtgefühl gewesen.

Unter seinen Geistesgaben waren für seinen Sohn Theodor „ein scharfer, selbstständiger, reger Verstand und ein erstaunliches Gedächtnis“ das Bemerkenswerteste. Valentin Traudt sei ein Anhänger Kants gewesen und habe die Kritik der reinen und die der praktischen Vernunft immer wieder durchgeackert und durchdacht. In allen Reden an Erwachsene habe die Vernunft die Hauptrolle gespielt. Theodor schreibt:

„Die Vernunft rief er an und wollte er bilden. Die Menschen sollten selbständig und richtig denken. Er wollte sie erziehen. Propaganda und Demagogie hat er verschmäht. Er wollte überzeugen, nicht überreden. Es betrübte ihn, dass die Bemühungen um die Vernunft der Menschen so weit mit dem Erfolg hinter seinen Wünschen zurück blieben. Hier war ein eigenartiger, letztlich nur scheinbarer Widerspruch zu beobachten. Während er in seinen Bemühungen nie nachließ und nie aufhörte, an den Menschen zu glauben, sah er doch die Wirklichkeit und äußerte immer wieder, 80% der Menschen wären ‚Rindsviecher und Pfuscher‘.“

Valentin Traudt, so schreibt sein Sohn weiter, dem Selbständigkeit und Freiheit wichtig waren, habe sich in Kassel früh der Freimaurerei zugewandt. Schon in Rauschenberg habe er Anteil genommen am Kampf der werktätigen Massen um bessere Lebensbedingungen und Achtung. Schon damals habe er unter Decknamen politische Zeitungsaufsätze geliefert, denn offen hätte das ein Lehrer im Kaiserreich nicht tun dürfen.

Soweit vorab eine kurze Charakteristik des Menschen Valentin Traudt. In der heutigen Sprache war er ein ausgesprochener Querdenker und sicher kein „pflegeleichter“ Mensch, sondern einer, der eigenständig und selbstbewusst handelte.



Bild 2: Valentin Traudt zu Beginn seiner Rauschenberger Lehrerzeit

Doch nun endgültig zu Rauschenberg. Am 1. März 1885 tritt der 21-jährige Traudt „zuerst als Gehülfe des erkrankten Lehrers Vels und später definitiv angestellt“ seine erste Lehrerstelle an der Evangelischen Volksschule in Rauschenberg an. Die obige Fotografie zeigt Valentin Traudt zu Beginn seiner Rauschenberger Zeit.

Rauschenberg 1885 – wie hat man damals hier gelebt? Rauschenberg war, wie es in den

Chroniken so treffend heißt, ein am „Berghang gelegenes fleißiges Ackerbürger-Städtchen“: Das heißt „auf gut Deutsch“: kein fließendes Wasser im Haus, das gab es erst seit 1900, keine Kanalisation, kein elektrisches Licht, sondern Petroleumlampen, elektrisches Licht gab es erst seit 1921, keine Verkehrsmöglichkeiten außer der Postkutsche, die Wohrtalbahn wurde erst 1914 gebaut. Aber auch keine Schreibmaschine, kein Telefon usw.

Die beiden folgenden Bilder stammen nicht aus Valentin Traudts Zeiten: sie sind wohl jünger. Aber auch später präsentierte sich Rauschenberg nicht als die schmucke Kleinstadt, die wir heute alle kennen und schätzen.

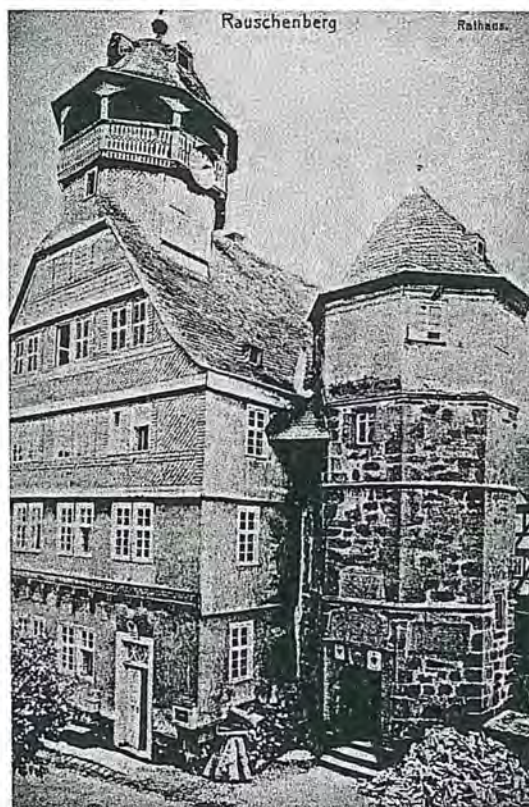


Bild 3: Rauschenberger Rathaus³

Zu Traudts Zeiten ist das Leben in Rauschenberg eng und durch Konventionen geprägt. Ein Zeitzeuge berichtet, Valentin Traudt habe mit Befremden die Sitte beobachtet, dass beim Kirchgang die Bäuerin einige Schritte hinter dem Bauern zurückzubleiben hatte. Und einer anderen Quelle ist zu entnehmen, dass damals ledige Frauen, die schwanger wurden, dieses

³ Die Bilder 3 und 4 wurden freundlicherweise von Reinhard Naumann zur Verfügung gestellt.

freiwillig dem Pfarrer anzuzeigen hatten oder vorgeladen wurden.



Bild 4: Ansicht aus der Borggasse

wegen der Enge der Räume als „etwas beschränkt“ bewertet; aber die Aborte seien neu gebaut.



Bild 5: Bertha Urspruch 1889

Doch zurück zu Valentin Traudt und seiner Familie.

Die Familie Traudt in Rauschenberg

1890, Valentin Traudt ist 25 Jahre alt, heiraten er und Bertha Urspruch aus Korbach, die auf der Fiddemühle arbeitet.

Das Bild zeigt Bertha Urspruch im Jahr 1889. Ein gutes Jahr nach der Hochzeit wird der Sohn Ludwig geboren. Bertha Traudt stirbt acht Monate nach der Geburt am Kindsbettfieber. Nach ihrem Willen soll ihr Mann ihre jüngere Schwester Mina heiraten. Diesem Wunsch entsprechen Valentin Traudt und Mina Urspruch 1893 nach einem Trauerjahr. Das Bild zeigt Mina und Valentin Traudt im Jahr 1895.

Die Wohnverhältnisse der Familie Traudt sind nicht sehr üppig. Die Lehrerwohnung im Obergeschoss des Schulgebäudes besteht aus zwei Stuben und zwei Kammern und wird 1893 vom königlichen Oberschulinspektor



Bild 6: Mina und Valentin Traudt 1895

Zu den finanziellen Verhältnissen findet sich in den Quellen, dass Traudt mit 50 Mark im Monat seine erste und mit 70 Mark seine zweite Ehe begonnen haben soll. 1893 verdient er bei freier Wohnung 1176 Mark im Jahr, wobei der Kirchendienst mit 60 Mark und 45 Pfennig eingerechnet ist.

Der Lehrer Valentin Traudt

Und nun zu dem Lehrer Valentin Traudt in Rauschenberg. Er unterrichtete in unserer sogenannten „Alten Schule“, die in den Jahren 1827/28 auf dem früheren städtischen Zimmerplatz als Fachwerkbau im klassizistischen Stil gebaut wurde. Auf einem Bild in der Alten Schule befinden sich noch folgende Hinweise:

„Der Platz, der nordwestlich des Albshäuser Tores lag, war vor dem 30-jährigen Krieg der Pestfriedhof der Stadt. Zuletzt wurde er während dieses Krieges - im Jahre 1636 - genutzt, als man nämlich die im

Traudt unterrichtet in 20 Unterrichtsstunden pro Woche 57 Kinder, und zwar 35 Knaben und 22 Mädchen.

Nach einem meiner Gewährsleute handelt es sich bei Bild 8 um ein Schulbild von Valentin Traudt mit seinen Schülerinnen und Schülern.

So wenig Kinder? Die vollständige Photographie (s. Bild 9), die sich im Rauschenberger Museum befindet, zeigt ein anderes Bild. Da werden 1895 über 120 Kinder von zwei Lehrern unterrichtet. Von wegen „kleine Klassen“!

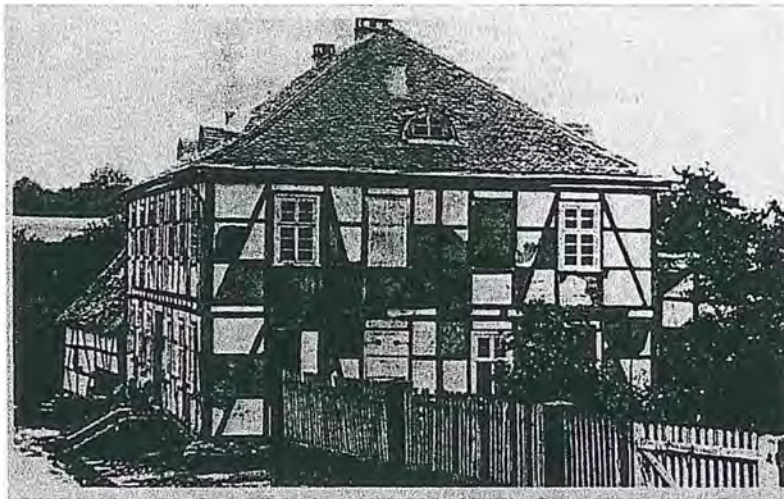


Bild 7: Alte Schule um 1900

Kampf um die Tore der Stadt gefallen schwedischen Soldaten, aus Zorn über den Überfall, dort ‚verscharrte‘. Später befand sich an dieser Stelle die städtische Ziegelei.

Die neue Schule bot drei Klassen Platz, ab 1897 kam noch die Israelitische Schule, unter ihrem Lehrer Schirling, hinzu.

Vor dem Bau des Gebäudes standen in der Stadt Rauschenberg zwei Schulhäuser. Das lutherische befand sich unterhalb der Stadtkirche. Es wurde zum Armenhaus eingerichtet und ist heute der alte Teil des Kindergartens. Das reformierte Schulhaus, hinter dem Rathaus gelegen, wurde an eine Privatperson für 761 Taler verkauft.“

Die Schule wurde im Jahr 1893 von 192 Kindern besucht, 107 Knaben und 85 Mädchen. Sie war dreistufig: Die erste Klasse besuchten 57 Kinder, die zweite 77 und die dritte 58.

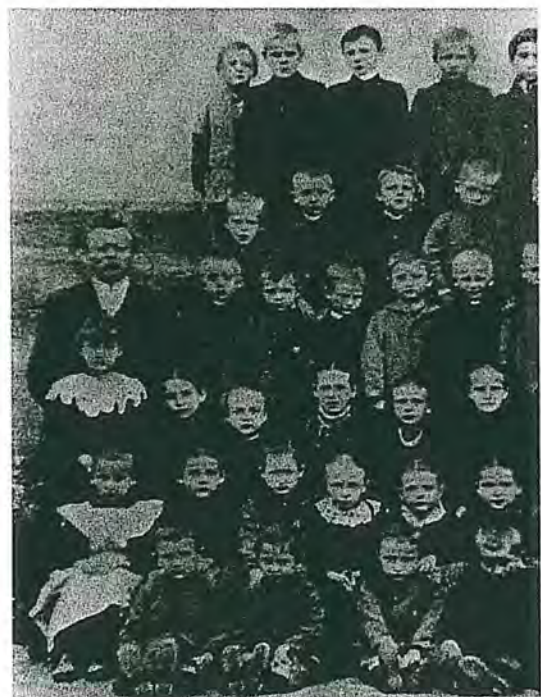


Bild 8: Valentin Traudt mit Schulklasse 1895 vor der Alten Schule

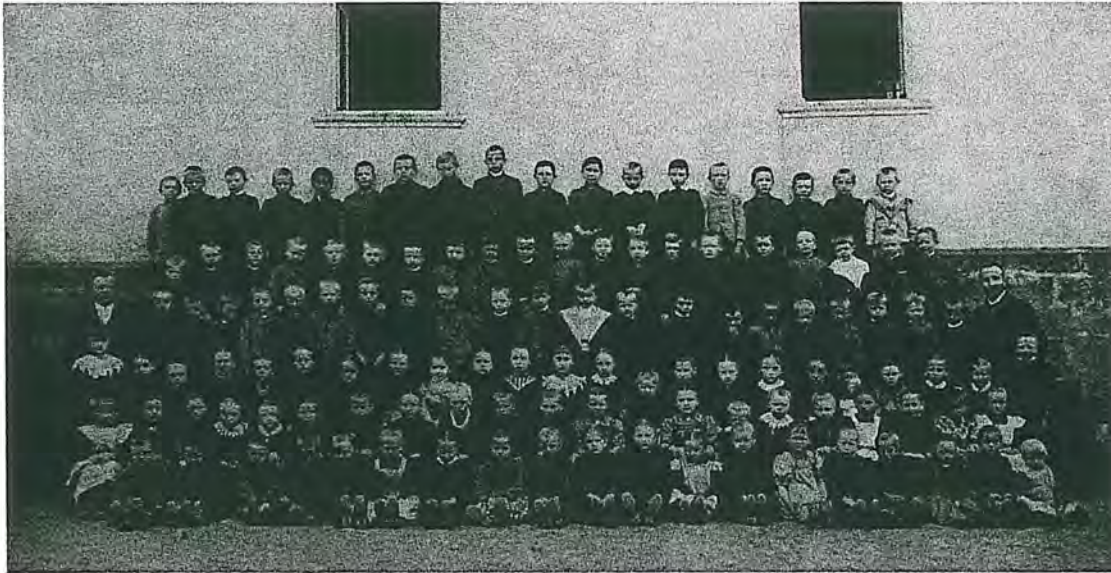


Bild 9: Gesamtbild

Im Zusammenhang mit dem Lehrer Valentin Traudt gilt es noch einen anderen Aspekt anzusprechen. Zwar sind inzwischen formal Kirche und Staat getrennt. Die Realität sieht jedoch anders aus. Die oben erwähnte „Allianz von Thron und Altar“ gilt im Schulbereich ungebrochen. Die Schulaufsicht ist fest in „geistlicher“ Hand: Die Königlichen Kreis- und Schulinspektoren wie auch die Lokalschulinspektoren sind Pfarrer.

So wird auch Traudt in regelmäßigen Abständen vom königlichen Oberschulinspektor,

einem Pfarrer, visitiert und beurteilt. Grundlage ist, wie sollte es im preußischen Beamtenstaat auch anders gewesen sein, ein mehrseitiger Formularbogen mit vielen Fragen, in dem die Antworten handschriftlich im Detail festgehalten wurden.

Ein solcher Visitationsbericht vom Königlichen Oberschulinspektor Pfarrer Seßler aus Schönstadt befindet sich unter den Quellen. Nach mehreren Seiten von Detailangaben kommt der Pfarrer zu dem in Bild 10 als Faksimile wiedergegebenen Fazit:

2. Urtheil über den Lehrer (nach Begabung, Kenntnissen, Lehr- geschick, Fortbildung, Verhalten zum Local-Schulinspector, Stellung und Geltung in der Gemeinde.)

E.

Bescheid, der dem Lehrer auf Grund der Prüfung gegeben worden ist.

Das Bescheid über das Fortschreiten des Lehrers ist auf mich zurück, aber ganz befriedigend anzusehen.

Ich habe von dem Bescheid des Lehrers über mich nicht zu schreiben. Ich habe ihn nicht, ist es bei meiner Tätigkeit nicht verpflichtend, steht auf mir für den Zeit. Ich habe von dem Bescheid nicht zu schreiben, ist es bei meiner Tätigkeit nicht verpflichtend. Ich habe von dem Bescheid nicht zu schreiben, ist es bei meiner Tätigkeit nicht verpflichtend. Ich habe von dem Bescheid nicht zu schreiben, ist es bei meiner Tätigkeit nicht verpflichtend.

Bild 10: Schlusskommentar des Visitationsberichtes von 1893

Der in der Sütterlin geschriebene Text lautet:

„Ich habe am Urtheil des letzten Berichtes nichts zu ändern. Ich beklage immer, daß er bei seiner Begabung sich zersplittert, statt auf ein festes Ziel loszuarbeiten. Aber er läßt sich nun einmal nicht rathen, da er an steigender Selbstüberschätzung leidet. In neuerer Zeit versorgt er das Feuilleton des Marb. Tageblattes mit kleinen Erzählungen. Ich halte das Blatt nicht u. habe daher kein Urtheil über Werth u. Unwerth dieser Erstlingsversuche. Ein Gedicht in demselben Blatte von Lehrer Traudt hat bei anderen Lehrern Anstoß erregt. Ich habe es nicht gelesen.“

Angesichts des von Valentin Traudt bis zu diesem Zeitpunkt schon vorgelegten schriftstellerischen Werkes kann der Ton des Pfarrers wohl nur herablassend und borniert genannt werden.

Der Lokalschulinspektor Pfarrer Klein aus Rauschenberg beurteilt Traudt auch nicht viel besser, aber hebt immerhin lobend hervor:
„Nach wie vor ist sein Verhalten zum Lokalschulinspektor ein geziemendes und sein Wandel ein tadelloser.“

Der Königliche Oberschulinspektor Pfarrer Seßler gibt Traudt die Gesamtnote:
„Ich konnte über das Ergebnis der Visitation mich nicht anders, als ganz befriedigt aussprechen.“

Das war keine gute Note. Valentin Traudt hatte in seiner Rauschenberger Zeit viele Konflikte mit der Obrigkeit; er war kein bequemer Untertan.

Ein Zeitzeuge berichtet über jene Jahre:
„Er ist oft in Marburg gewesen während der 17 Jahre, die er in Rauschenberg tätig war. Als die königliche Regierung den Lehrern den Besuch freisinniger Wahlversammlungen verbot, da konnte man ... diese Verfügung schon an demselben Tag in der Marburger Zeitung wörtlich lesen, an dem sie den Lehrern zur unterschriftlichen Kenntnisnahme vorgelegt worden war. Wer hatte sie abstenographiert und im Raketentempo ausgeliefert? Kein anderer, gewiß, als der Meisterradfahrer Traudt, der sich auf Sportfesten schon manchen grünen Kranz errungen hatte. Aber die empörten Herren konnten nichts nachweisen. Auf Anordnung der Regierung wurde er scharf beaufsichtigt. Und nun erschienen zum Geburtstag Diesterwegs (Diesterweg war im 19. Jahrhundert ein

bekannter und fortschrittlicher Pädagoge, WW) Traudts 5 Sonetten mit der Auslassung:

„Wenn nicht mehr von erhabenen Emporen das Volk mit falscher Weisheit wird betrogen ...“

Darauf Antrag der im Schulregiment sitzenden Gegner auf Dienstentlassung. Dazu kam aber nicht, weil die Anklage nicht nachweisen konnte, daß mit ‚Emporen‘ Katheder und Kanzeln gemeint waren. Aber neue verstärkte Aufsicht war die Folge, und der verdächtige Untertan erhielt für 300 Weg- und Vertretungsstunden in Burgholz nur ganze 10 Mark Vergütung. Der Getretene beugte sich nicht, er veröffentlichte die Maßnahme. Neuer Spektakel und Vorladungen.“

Im Verlaufe der Jahre werden die Beurteilungen freundlicher. Als sich Traudt 1902 nach Kassel bewirbt, schreibt der Lokalschulinspektor Pfarrer Klein aus Rauschenberg:

„Wenn er auch als ein Hauptvertreter der freieren Richtung in den diesseitigen Lehrerkreisen gilt, so muß ihm doch bezeugt werden, dass er jederzeit mit Eifer und Treue und darum auch mit gutem Erfolg den Pflichten seines Amtes nachzukommen bestrebt ist. Er ist in ganz besonderem Grade beanlagt, mit den Kleinen, welche ihm auch von Herzen zugethan sind, zu verkehren.“

Die entscheidenden Worte sind jedoch, dass Traudt als ein „Hauptvertreter der freieren Richtung in den diesseitigen Lehrerkreisen gilt.“ Das war damals kein Gütesiegel, sondern deutliche Kritik. Aber genau so jemand wurde in Kassel offensichtlich gesucht. Die königliche Regierung teilt Valentin Traudt mit, dass er entsprechend seinem Antrag nach Rothenditmold im Kreis Kassel versetzt wird und dass er zusätzlich vier Stunden wöchentlich in den im Schulbezirk liegenden Fortbildungsschulen zu unterrichten habe.

Und damit verlassen wir den Rauschenberger „Lehrer“ Traudt und wenden uns dem Schriftsteller zu.

Der Schriftsteller Valentin Traudt

In den Rauschenberger Jahren hat Valentin Traudt ein vielfältiges literarisches Werk geschaffen. Auf zwei seiner Veröffentlichungen möchte ich etwas näher eingehen: auf den 1902 mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde

im Elwert-Verlag in Marburg erschienenen Roman „Leute vom Burgwald“ und dann auf den Gedichtband „Im Abendhauch“ von 1892.

Zunächst zu den Leuten vom Burgwald.

Ich habe diesen Roman ausgewählt, weil er zu den bekanntesten Traudt-Romanen gehört – auch hier in Rauschenberg – und weil er von Kritikern und Rezensenten durchgehend positiv gewürdigt wurde. Traudt soll den 239-seitigen Roman in vier Wochen geschrieben haben; mit der Hand und ohne Schreibmaschine. – Er hat übrigens alle seine Werke mit der Hand geschrieben. Bei seiner dank der Lehrerausbildung sehr gut lesbaren Schrift war dann der spätere Druck leicht.



Bild 11: Titelseite des Romans „Leute vom Burgwald“

Von dem Ubbelohde'schen Buchschmuck sind zwei Beispiele wiedergegeben.

Worum geht es bei den „Leuten vom Burgwald“? In Kurzform den Gang der Handlung: Es handelt sich um eine „Liebesgeschichte“ mit glücklichem Ausgang. Sie spielt in dem am Fuße des Hirschberges gelegenen Dorf Schornheim, mit dem wohl zutreffend der heutige Rauschenberger Ortsteil Schwabendorf gemeint war. Im Oberdorf wohnen die reichen Bauern, darunter der Bürgermeister

Schütz mit seinem Sohn Christoph und seiner Tochter Kathrine. Im Unterdorf wohnen die eher armen Waldbauern und Wanderarbeiter. Dort wohnt auch der Schäfermartin mit seiner Tochter Anngert. Er ist ein erbitterter Gegner des Bürgermeisters Schütz. Zwischen Ober- und Unterdorf herrscht großer Streit wegen der Wasserleitung, die nur bis zum Oberdorf gebaut wurde.



Bild 12: Illustration von Ubbelohde

Der Bürgermeister will seine Kinder Christoph und Kathrine mit den Kindern Lisbeth und Hannes des Bauern Weierbacher aus dem Nachbarort Lehdorf verheiraten. Bei dieser Doppelhochzeit auf „Tausch“ bliebe die Arbeitskraft erhalten und das Geld zusammen. Dazu aber kommt es nicht, da sich Anngert und Christoph lieben und wider den erbitterten Widerstand von Christophs Eltern und Anngerts Vater zum Schluss doch ein Paar werden. Anngert wird auf dem Bürgermeisterhof dank der Sachverhalte freundlich aufgenommen, dass sie nicht die leibliche Tochter des Schäfermartins ist und außerdem eine reiche Mutter in Amerika hat. Der Schäfermartin, der den Bürgermeister tätlich angegriffen und außerdem gewildert hat, wird verhaftet.



Bild 13: Illustration von Ubbelohde

Das ist im Groben der Gang der Handlung, bei dem viele Facetten und Nebenstränge ausgeblendet sind. In diesem Roman ist es Valentin Traudt gelungen, die sozialen Zu-

stände der damaligen Zeit präzise zu beschreiben sowie große und kleine Naturphänomene in sprachlich überragender Form einzufangen.

Der auch heute noch lesenswerte Roman ist ein Erfolg. Die Schwabendorfer sollen jedoch damals wenig davon angetan gewesen sein. „Sä honns Messer in der Kippe“, so wird berichtet, um sich an dem sie vermeintlich verunglimpfenden Autor zu rächen. Doch das ist lange vorbei. Später feiern die Schwabendorfer ihre Fastnacht als „Fastnacht in Schornheim“, und heute noch veranstaltet der Schwabendorfer TSV seinen „Schornheimer Fröhschoppen“.

Der Huber-Verlag in Schönstadt hat 1984/85 die „Leute vom Burgwald“ als Fortsetzungsroman im „Burgwaldboten“ wieder abgedruckt und, besonders verdienstvoll, 1985 noch einmal einen Nachdruck in Buchform veröffentlicht. Und der Schwabendorfer Konrad Rauch hat einen Teil des Romans zu einem „Heimatspiel in Mundart in acht Akten“ umgearbeitet.

Valentin Traudt hat sich nicht nur als Romanschreiber, sondern auch als Lyriker ein Namen gemacht.

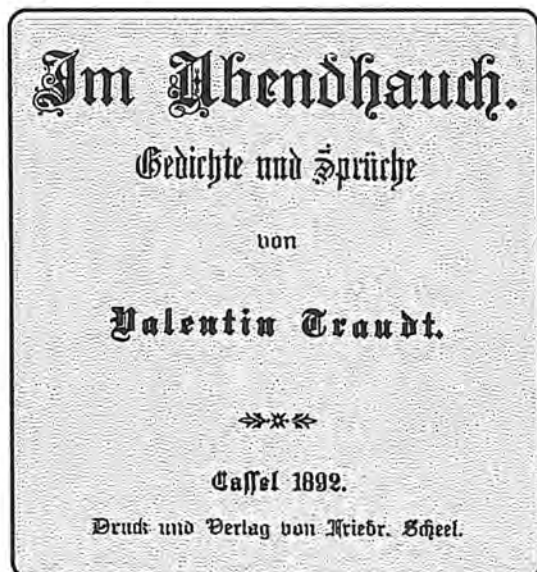


Bild 14: Titelseite des Gedichtbandes „Im Abendhauch“

Schon 1892 veröffentlicht er als 28-Jähriger den Gedichtband „Im Abendhauch“, aus dem zwei Gedichte, ein „naturlyrisches“ und ein „belehrendes“ wiedergegeben werden sollen.

Morgenruf.

Schon ist unterm Dach
Das Spatzenvolk wach,
Und der Sonnenschein
Schaut zum Fensterlein
Keck schon herein.

Schon füllet die Luft
Des Lindenbaums Duft,
Und er wiegt sich lind
In dem Morgenwind,
Froh wie ein Kind.

Noch schlummert das Haus;
Nur ich eil' hinaus – –
Wie es luftig schallt,
In dem Thale hallt
Rings aus dem Wald!

Wenn Sorgen Du hast? –
Jetzt schwindet die Last
Und Dein Liedel steigt,
Wenn die Trübsal weicht,
Leidfrei und leicht! – –

Drum: Ist unterm Dach
Das Spatzenvolk wach,
Ruft der Sonnenschein,
Lädt der Wald Dich ein,
Frisch, spring hinein!

Mit großem Hammer . . .

Mit großem Hammer schlägt der Schmied
So lang das Eisen glüht und sprüht,
Daß knisternd Funken stieben
Von seinen schweren Hieben.

Ist auch das Eisen hart und fest
Der Schmied nicht von dem Schlagen läßt;
Es muß sich doch bequemen
Und willig Form annehmen.

So mach es auch in deinem Thun!
Laß nie vor Nacht die Arbeit ruhn;
Durch stetes Hammerschwingen
Muß sie auch Dir gelingen.

In den Rauschenberger Jahren schreibt Traudt noch viele andere Romane, wie beispielsweise die drei weniger bekannten „Am Schießrot-ried“, „Der letzte Grenadier“ und „Aus der Tiefe“. 1893 erscheint der Roman „Seelen-
liebe“. Mit „Sterne und Sonnenschein“ wird 1894 ein weiterer Gedichtband veröffentlicht. Traudt schreibt aber auch Stücke, so „Bonifati-
us. Volksbühnenspiel in 5 Aufzügen“, sowie Geschichten „In Sturm und Sonnenschein“ und Novellen „Unter der Schullinde“.

Eine seiner Veröffentlichungen ist besonders erwähnenswert. 1894 gibt Valentin Traudt das „Hessische Dichterbuch“ heraus, das ein Jahr später in zweiter Auflage erscheint und 1901 unter seinem Namen in dritter Auflage weitergeführt wird. In diesem Band sind alle in jener Zeit bekannten hessischen Lyriker mit ihren Gedichten vertreten. Das war damals eine herausragende Sache, die überall gewürdigt wurde. Man muss sich vorstellen: Da gelingt es einem einfachen noch nicht einmal 30-jährigen Volksschullehrer aus dem kleinen, abseits gelegenen Städtchen Rauschenberg erstmalig, die Werke der hessischen Lyriker in einem Band zusammen vorzustellen – und das unter Arbeits- und Kommunikationsbedingungen der damaligen Zeit: ohne Schreibmaschine, Telefon, geschweige denn Handy oder gar Internet –, eine außerordentliche Leistung.

Weitere Rauschenberger Aktivitäten

Aber Valentin Traudt ist in Rauschenberg nicht nur Lehrer und Literat. In jenen Jahren ist ein Volksschullehrer in vielfältiger Weise in das örtliche Leben eingebunden. Zwei Sachverhalte – Musik und Sport – sind hervorzuheben.

1895 – Traudt ist 30 Jahre alt – wird er per „Aclamation“ zum „Director und Dirigenten“ des Männergesangsvereins (MGV) gewählt, ein Amt, das er sieben Jahre bis zu seinem Weggang nach Kassel ausübt. (Hier hat sich die oben erwähnte intensive Musik-Ausbildung im Lehrerseminar vermutlich positiv ausgewirkt.)

Im Jahr 1897 ereignet sich folgende Episode. Der Schriftführer des Vereins, Philipp Heinrich Hartmann, erhält von Valentin Traudt einen noch heute existierenden kleinen handgeschriebenen Zettel mit dem lakonischen kurzen Inhalt:

„Werter Herr Hartmann
Ich teile Ihnen hierdurch mit, dass ich dem Verein alle mir überlieferten Eigentumsstücke zur Verfügung stelle und meine Ämter niederlege.
Mit freundlichem GruÙe
Achtungsvoll
Valentin Traudt“

Was war geschehen? Mitglieder des Vereins hatten sich bei einer Vereinssitzung ruhig verhalten, aber anschließend im Wirtshaus und auf den Straßen ihrem Unmut Luft gemacht. Im Protokollbuch des MGV ist zu lesen:

„sondern im Complott später in das Vereinslokal kamen, sich zusammen setzten Schnaps tranken, und sich ein FaÙ Bier wollten auflegen, es aber der Wirth Seibert ablehnte!“

Nun, die Wogen glätten sich wieder, und Valentin Traudt bleibt im Amt, aus dem er 1902 feierlich verabschiedet wird. Dazu findet sich im Protokollbuch des MGV folgende Schilderung:

Rauschenberg den 20. Juli 1902
Nachdem Herr Dirigent in der letzten Gesangsstunde eine kleine Abschiedsrede an die so wenig beteiligten Sänger gehalten hatte war der 13. Juli herbei gekommen welcher zu der Feier des Sommerfest auch zugleich zur Abschiedsfeier auf den nahe gelegenen Schlossberg bestimmt war wozu die Einwohnerschaft insbesondere die Jungfrauen unserer Stadt eingeladen waren. ½ 3 versammelt sich der Verein in Vereinslokal um sich vor denselben in einen geordneten Zug aufzustellen und so gings mit Musick und aufgehülter Fahne durch die Stadt zum Schlossberg. Der größte Theil der Stadtbewohner auch viele von Auswärts hatten sich als Festtheilnehmer eingefunden. Es wurden zuerst einige schöne Lieder vorgetragen und in der Zwischenzeit von der Musick gespielt. Hierauf folgte Tanzvergnügen. Enter wurde erhoben von jeden der nicht Mitglied des Verein ist. Die Tanzkarte beträgt eine Mark. Gegen Abend kehrte der Verein mit Musick und Fahne in die Stadt zurück und zwar vor das Schulhaus wo viele der Einwohnerschaft versammelt waren nachdem der Zug halt gemacht hatte hiel Vereinsmitglied L.W. Prenzel eine Rede. –Er machte bekannt wo Herr Dirigent hingehet, wie lange er hier war daÙ er viel für die Zeitung schreiber Thätig gewesen wäre auch stellte er die Unentbärlichkeit des Dirigenten dar welches jedoch von Lehrer Traudt bestritten wurde. Jetz hiel Herr Lehrer Schierling eine Rede über das scheiten des Dirigent er lobte seine Wirksamkeit als Lehrer seine Beliebtheit gegen jedermann und Leitung des Vereins wie schwer es sei die Ziegel des Verein zu führen und was er in Verein geleistet hat u.s.w. Jetzt sprach Herr Leh-

rer Traudt er dankte den beiden Rednern erwiderte die Unentbärlichkeit seiner Person daß jede Kraft zu ersetzen sei er dankte den Verein für die Ehre die Ihm erwiesen worden und wünschte dem Verein ein weiteres gedeihen. Im seiner Wohnung wurde Ihm von Kassirer A. Jockel 20 Mark für Ertheilung des Gesangsunterricht auf Antrag älterer Vereinsmitglieder in beisein des Vorstands überreicht, wofür er den Verein dankte. Nachdem die Vorstandsmitglieder sich verabschiedet hatte setzte sich der Zug wieder mit Musick in bewegung um die Fahne in die Wohnung des Vereinsmitglied Helfrich Wittekindt zu liefern. Um 9. Uhr erfolgte Forsetzung des Tanzvergnügen welches bis gegen 2 Uhr Nachts in schönster Ordnung verlief

Der Protokollführer
Jacob Hellwig.

Zu den musikalischen Aktivitäten gehört aber auch, dass mit der Traudt'schen Lehrerstelle das Organistenamt der Reformierten Gemeinde in Rauschenberg verbunden ist. Wie war das doch noch in der Lehrerausbildung? „Der Unterricht hat die Ausbildung der Seminaristen zu guten Gesangslehrern, zu Kantoren und Organisten zum Ziel.“ – Die Ausbildung hat offensichtlich ihr Ziel nicht verfehlt.

Und nun zum Sport: Valentin Traudt ist ein begeisterter Radfahrer und gehört dem Rauschenberger Radfahrverein an. (Die Vereins-

Chronik, die einmal im Museum vorhanden war, ist leider verschwunden.) Sein Sohn Theodor schreibt dazu:

„Von Rauschenberg aus wurden viele Radwanderungen unternommen. Seine junge Frau begleitete ihn, obwohl eine Frau auf dem Fahrrad damals ungeheures Aufsehen erregte. Er nahm auch an zahlreichen Radrennen teil und brachte manchen Preis mit nachhaus.“

In einer anderen Quelle findet sich die Aussage, dass er über 20 Pokale gewonnen habe.

Man muss wissen, dass das Radfahren in jenen Jahren „der“ Volkssport war. In fast jedem Ort gab es einen Radfahrverein. Schon 1884 wurde der Deutsche Radfahrer-Bund gegründet. Um 1900 hatte der Radsport, was die Mitgliederzahlen angeht, mit über 115 000 Mitgliedern eine dominierende Stellung im Deutschen Reich. Schon 1893 gab es die erste Distanzfahrt Wien – Berlin, die später mehrfach wiederholt wurde.

Auf den praktischen Gebrauchswert des Fahrrads für das schnelle Überbringen gefährlicher Post wurde ja schon hingewiesen.

Valentin Traudt war aber nicht nur dem Radsport verbunden. Er soll, so wird mehrfach berichtet, Gründungsmitglied des Rauschenberger TSV gewesen sein.

Die Kasseler Zeit (1902 bis 1943)

Zum familiären Umfeld finden sich in den Quellen leider nur wenige Hinweise. – 1908 wird der Sohn Theodor geboren. Neben allen seinen sonstigen Aktivitäten beteiligt sich Traudt auch am städtischen Leben. So ist er Mitglied und emsiger Besucher des Rauber'schen Stammtisches, einer zwanglosen Herrengesellschaft. 1913 schreibt Traudt anlässlich des 1000-jährigen Bestehens von Kassel den Text zu der Festhymne „Chasalla Weihelied“, der von dem damals bekannten Komponisten Johann Lewalter vertont wird. In Kassel steht Valentin Traudt auch im Briefwechsel mit bedeutenden Männern wie Albert

Schweitzer, Avenarius, Naumann, Kerschensteiner und anderen.

Bild 15 zeigt Traudt 1920. Sein 60. Geburtstag wird 1924 in der Presse groß gewürdigt. Nach 1933 wird es still um Valentin Traudt.

Im Oktober 1943, in der Kasseler Bombennacht, verliert der inzwischen 79-Jährige neben seiner Habe auch alles, was von ihm später hätte Zeugnis ablegen können: seine veröffentlichten Schriften, unveröffentlichte Manuskripte, seinen Briefwechsel, seine Fotos und seine Bibliothek. – Ein unersetzlicher Verlust! Mit seiner Frau Mina zieht danach er nach Flechtdorf bei Korbach.



Bild 15: Valentin Traudt um 1920

Doch nun zu dem Pädagogen Valentin Traudt und zurück in das Jahr 1902. Die auf eigenen Wunsch erfolgte Versetzung führt Valentin Traudt an die Evangelische Schule in Rothenditmold bei Kassel. Die von Rektor Wilhelm Henck geleitete Schule ist eine Reformschule; sie soll damals die modernste Schule im Landkreis Kassel gewesen sein.



Bild 16: Titelseite der reformpädagogischen Schrift „Schafft frohe Jugend“

Valentin Traudt ist ein Lehrer, der um die ursprüngliche Lebendigkeit, die nach außen drängende Phantasie und die schöpferischen

Möglichkeiten im Kinde weiß. Er will weg von der Lernschule, in der Gängelung und Eintrichterung den Alltag bestimmen, und hin zur Arbeitsschule, die dem Kind die Entfaltung seiner Fähigkeiten in einer Atmosphäre guten menschlichen Miteinanders ermöglicht.

Gedanken wie:

„Erfahrungen müssen es sein, eigene Erfahrungen nachdrücklicher Art.“

Oder:

„Der Schüler soll nicht Gedanken, sondern denken lernen. Man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, damit er in Zukunft selbst gehen kann.“

waren damals die Devise, die man heute wieder zu entdecken beginnt.

Die Titel der von Traudt und Henck im Anfang des vorigen Jahrhunderts geschriebenen pädagogischen Schriften kennzeichnen dieses Programm: „Schafft frohe Jugend“, „Schaffen und Wirken“ oder „Fröhliches Lernen“ lauten die Titel.

Die Wirkungen dieser Reformen beschreibt ein Zeitzeuge anlässlich des 60. Geburtstags von Traudt mit folgenden Worten:

„Die von Henck und Traudt und wenigen Mitarbeitern ... in dem Dorf Rothenditmold bei Cassel eingerichtete Reformschule, fand in der pädagogischen Welt weiteste Beachtung, mehr in der inoffiziellen als in der offiziellen, behördlichen. Ja der Stadtschulrat von Cassel soll nach der Eingemeindung Rothenditmolds 1906 sogar die Weiterführung der Reformversuche abgelehnt haben. Um so mehr Anerkennung zollte man den Rothenditmolder Schulreformen im außerpreußischen Deutschland. Selbst das Ausland (Oesterreich, Schweiz, Rußland, Finnland, Dänemark, Holland) sandte Vertreter zum Studium der Arbeitsschulversuche.“

Und ein Gast schreibt:

„Da wird endlich das geträumte Ideal der Tätigkeit der Kinder verwirklicht!“

Wenn man dieses liest, kann man sich nur wundern. Denn im Jahr 2000 wird mit der PISA-Studie die erste große internationale Schulleistungsvergleichsstudie durchgeführt. Finnland nimmt im Lesen den Spitzenplatz ein, Deutschland rangiert nur im unteren Mittelfeld. Und in der Nach-Pisa-Ära reisen die deutschen Kulturpolitiker in Scharen nach

Finnland, um von den „Siegern zu lernen“. 100 Jahre zuvor jedoch informieren sich finnische Lehrer in Deutschland über die Fortschritte. Im Übrigen scheint sich an der Bewertung und Behandlung von Reformschulen in den letzten 100 Jahren wenig geändert zu haben, wie der gegenwärtige Umgang mit Reformschulen zeigt.

In Kassel unterrichtet Valentin Traudt nicht nur in der Schule, sondern ist auch an der Ausbildung angehendender Kindergärtnerinnen auf der Grundlage des Fröbel'schen Ausbildungskonzeptes beteiligt.

So viel Lob für den Lehrer Valentin Traudt? Bei aller Würdigung seiner pädagogischen Verdienste soll nicht vergessen werden, dass er auch ein ganz normaler Mensch und Lehrer war. Seine Schüler sollen ihm den Spitznamen „Katzenkopp“ gegeben haben. Auch soll er, wie ehemalige Schüler später berichteten, freigiebig „Kopfnüsse“ verteilt haben.

Noch einige Worte zu Valentin Traudts weiterem Lehrerdasein. 1923 wird Traudt für kurze Zeit zum kommissarischen Kreisschulrat im Kreis Homberg-Fritzlar ernannt. 1924 kehrt er als Konrektor wieder an seine alte Schule zurück und geht im September 1929 in Pension.

Und wie sah es mit dem politischen Wirken von Valentin Traudt aus? – Nach dem ersten Weltkrieg wird er ein furchtloser Verfechter von Freiheit, Recht und Menschlichkeit und tritt besonders für alle jene Menschen ein, die im sozialen Gefüge ein Schattendasein führen. Diese politische Haltung brachte ihn zur Politik und zur Sozialdemokratie. Dazu einige Fakten:

1918, nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wird Valentin Traudt als 54-jähriger Mitglied der SPD. Von 1920 bis 1932 ist er in Kassel kommunalpolitisch tätig; erst als Stadtverordneter, später als Stadtrat. 1920 kandidiert er ohne Erfolg für den Deutschen Reichstag. Bei den Wahlen zum Preußischen Landtag in Berlin ist er jedoch erfolgreich. (Heute wäre das ein Landtagsabgeordneter in Wiesbaden, aber Preußen war damals deutlich größer als heute Hessen) Er gehörte dem Landtag für zwei Wahlperioden von 1924 bis 1932 an. 1932 zieht

er sich aus allen politischen Ämtern zurück. Sein Sohn Theodor schreibt dazu:

„Die Winkelzüge der Parteipolitik, der Kuhhandel, die Parteibuchwirtschaft, Phrasen, Propaganda, Demagogie, Fraktionszwang waren ihm verhaßt; auch an seiner eigenen Partei fand er Grund zur Kritik. Er hat all das oft genug im Freundes- und Familienkreis bekannt. Da er diese Dinge nicht ändern konnte, trat er schließlich zurück.“

In jenen Jahren hatte die Kasseler SPD eine eigene Zeitung, das „Casseler Volksblatt“. Hier arbeitet Valentin Traudt mit und ist als Redakteur für die Beilagen „Drinnen und Draußen“ und „Die Frau“ verantwortlich. Vom Casseler Volksblatt erschien auch jährlich ein Kalender „Zwischen Weser und Main“, der von Traudt herausgegeben wurde.



Bild 17: Titelseite des Heimatkalenders „Zwischen Weser und Main“

Diese Kalender in Buchform mit Artikeln, Erzählungen, Hinweisen zur gesunden Lebensführung, Rätseln, usw. waren früher weit verbreitet, sie spielten eine wichtige Rolle und wurden gern gelesen. Im Geleitwort des Kalenders von 1925 steht:

„Unser Kalender soll dem Aufklärungs-, Kunst- und Unterhaltungsbedürfnis des arbeitenden Volkes dienen.“

Und weiter:

„Ringet Euch empor! ... Allerdings hält man [dieses] Gebot in vielen Kreisen für gefährlich und während es den anderen Klassen als heiligste Pflicht gilt, sich so schnell wie möglich ein ‚gutes‘ Leben zu sichern, dem Kleinbauern, dem Handwerker und Arbeiter wird es als sündhafte Unzufriedenheit vorgeworfen. Er soll da stehen bleiben, wo er steht.“

Überträgt man diese Sätze in unsere gegenwärtige Sprache, dann hat sich seit 1925 wohl nicht viel geändert. In diesem jährlich erscheinenden Kalender schreibt Valentin Traudt zahlreiche Kurzgeschichten und, dem Motto des Kalenders entsprechend, belehrende Beiträge.

Traudt war ein engagierter Pazifist. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg engagiert er sich in der – wie es damals hieß – „Antikriegsbewegung“. Und er ist schon früh ein entschiedener Gegner der Nazis. 1931 ist von ihm im Kalender „Zwischen Weser und Main“ ein Beitrag unter dem Titel „Herrenmenschen – Hundeseelen“ erschienen. Aus diesem Beitrag einige Zitate:

„Die Nationalsozialisten haben viele Gedanken den sozialdemokratischen Programmen entlehnt, sie aber farblos und kraftlos und zu bloßen Papierforderungen gemacht. Ihre unberufene Hand benutzt demokratische und sozialistische Freiheiten, um damit die heutigen Staatseinrichtungen zu bekämpfen und danach die Diktatur durchzusetzen. Der Gedankenlose begreift das nicht.“

Und:

„Es fällt denen, die die Welt für sich begehren, schwer einzusehen, dass alle Menschen gleichberechtigt auf die Welt kommen, ferner, dass nie eine Macht, die nur durch äußere Gewalt bestand, Dauer hatte. Wer ein Volk durch Gewalt zu Nachfolge zwingt, verachtet im Nebenmenschen den Menschen.“

Oder:

„Die Nationalsozialisten wollen das alte, schicksalstiefe Unrecht, das daraus besteht, die Mehrheit der Menschen zu Sklaven und nur wenige zu Herren zu stemplein, wieder aufleben lassen.“

Und schließlich:

„Hitler traut dem deutschen Geist nicht recht und ruft darum die Fäuste an. ... Er

rechnet mit den niedrigen Instinkten und zeigt sich so, wie alle sogenannten Gebildeten, Tierärzte, Menschendoktoren, Pfarrer, Studienräte usw., die ihm die Stiefel ablecken, in ganzer Erbärmlichkeit.“

Der stärkste Feind jeglicher Diktatur ist für Valentin Traudt die Vernunft, womit er nicht Gelehrsamkeit, wohl aber scharfsinniges Selbstdenken fordert. Wer, wie die Nazis, einer Ideologie anhängt, kann sich mit anderen nicht vernünftig, nicht sachlich und nicht mit stichhaltigen Argumenten auseinandersetzen.

Zu der Zeit nach der Machtübernahme durch die Nazis schreibt sein Sohn Theodor:

„Beim Beginn des Nationalsozialismus war Valentin Traudt schon einige Zeit aus der politischen Tätigkeit zurückgetreten und vom Schuldienst pensioniert. So ist ihm denn auch – der Wahrheit die Ehre – kein Haar gekrümmt worden. Er wurde nicht verhört, nicht mißhandelt, kein Vermögen wurde eingezogen, die Pension lief ungekürzt weiter. Die im Volksblattverlag liegenden Werte an Romanen und sonstigen Schriften gingen freilich verloren und stellten einen Verlust von etwa 30 000 M dar. Irgendwelche Wirksamkeit nach außen war für ihn nun ausgeschlossen. Vielleicht hätte er der Reichsschrifttumskammer beitreten und seine Romane weiterhin veröffentlichen können. Aber dem von ihm verurteilten Nationalsozialismus auch nur den kleinen Finger zu geben, verbot ihm seine Überzeugung.“

Auch in Kassel ist Traudt als Schriftsteller sehr produktiv. Neben einer vielbeachteten Gedichtsammlung und zahlreichen Beiträgen, Geschichten und Erzählungen schreibt er acht Romane wie beispielsweise „Die Steinfeldbauern“ von 1914 und „Die Winkelbürger“ von 1917. In den „Winkelbürgern“ schildert er die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges. Eine Neuauflage des Romans wird im selben Jahr von der Zensur mit der Begründung verboten, er würde die Moral in der Heimat untergraben.

Eine Information nebenbei: Nach einer soliden Quelle soll Valentin Traudt in seinem Leben insgesamt 19 Romane geschrieben haben, von denen 14 veröffentlicht worden seien.

Im Zusammenhang mit den Jahren in Kassel ist noch ein weiterer Aspekt zu erwähnen.

Valentin Traudt war ein begeisterter Wanderer und Naturfreund. Noch als 60-Jähriger spornt er die Jugend immer wieder zum Wandern an. Und anlässlich seines Todes kann man in einer Würdigung lesen: „Der naturfrohe Hesse kannte nichts Köstlicheres, als die heimischen Berge und Wälder zu durchwandern.“

So findet Valentin Traudt auch schon frühzeitig zu dem Verein „Die Naturfreunde“. Dieser 1895 in Wien gegründete Verein war ein Teil der Arbeiterbewegung jener Jahre. 1905 wurden in Deutschland die ersten Ortsgruppen gegründet, und 1933 wurde der Verein von den Nazis verboten. Valentin Traudt ist ein engagiertes Mitglied. Ein Freund schreibt 1923 über ihn: „In schönster Naturlage des Kaufunger Waldes hat er beim Bau des Kasseler Hauses mitgeholfen, Steine zu brechen und an die Baustelle zu karren, und so manches Mal hat er hier die Sonnenwendrede gehalten.“ Im Naturfreundehaus am Steinberg gibt es ein „Valentin-Traudt-Zimmer“, in dem sich ein von Paul Schminke gemaltes Portrait befindet.

Aber Valentin Traudt wandert nicht nur in Hessen, sondern unternimmt auch Reisen nach Österreich (Tirol und Kärnten) und in die Schweiz. In Deutschland besuchte er die

deutschen Mittelgebirge (Böhmerwald, Thüringer Wald, Rhön) ebenso wie Nord- und Ostsee (Borkum, Juist, Sylt, Helgoland, Fehmarn).



Bild 18: Valentin Traudt, der Wanderer
(Gemälde von Paul Schminke)

Die letzten Jahre von 1943 bis 1950 in Flechtdorf

Seine letzten Jahre verbringt Valentin Traudt mit seiner Frau in Flechtdorf. 1944 schreibt der bereits 80-Jährige in einer sehr schönen und leserlichen Schrift einen Brief an seinen Sohn Ludwig, der seine Not widerspiegelt. Er aber deckt dieses Elend eher spöttisch zu:

„Wir leben hier in einem Dorf, dessen Hauptstraße ein ewiger Morast ist, kaum zum Durchkommen, belebt von ungeheuer zahlreichem Gänsevolk, von dem wir aber nichts erwerben können. Können es auch nicht gebrauchen, weil uns der Bratetopf fehlt. Hier ist kein Bäcker, kein Metzger, nur noch zwei Mal Post in der Woche, ein Kramlädchen - nein, zwei - ein Wirtshaus ohne Bier. Da die Rheinpfalz geräumt werden soll, kommen nach Waldeck etwa 3.000 Flüchtlinge und nach Flechtdorf eine große Zahl. - Den Bauern werden die Ställe geleert und die Stuben gefüllt. Auch die Bulldoggs, die hier so nötig gebraucht wer-

den, da kaum noch Pferde zur Bestellung da sind, mußten in voriger Woche abgegeben werden. - Wir haben hier schon wochenlang, mit einem Wort, Sauwetter, Regen und Schnee, und man kann kaum vor die Tür. Was nützt da die schöne Gegend, wenn die Schuhe undicht sind?“

Valentin Traudt bleibt nach Kriegsende in Flechtdorf. Nach 1945 ist er wieder aktiv und hält Vorträge. Bild 19 zeigt ihn 1947 beim Kasseler Stadtjugendring.

Er veröffentlicht in der Tagespresse wieder Gedichte und schreibt seine beiden letzten Romane. 1946 erscheinen „Jahre der Schmach“, in der er mit der Nazizeit abrechnet, und 1948 „Starke Herzen“. Seine Geburtstage werden in der lokalen Presse wieder gewürdigt, aber insgesamt ist es doch still um ihn geworden.



Bild 19: Valentin Traudt vor dem Kasseler Stadtjugendring (1947)

Die letzten zur Verfügung stehenden Bilder sind die folgenden:



Bild 20: Mina und Valentin Traudt 1947

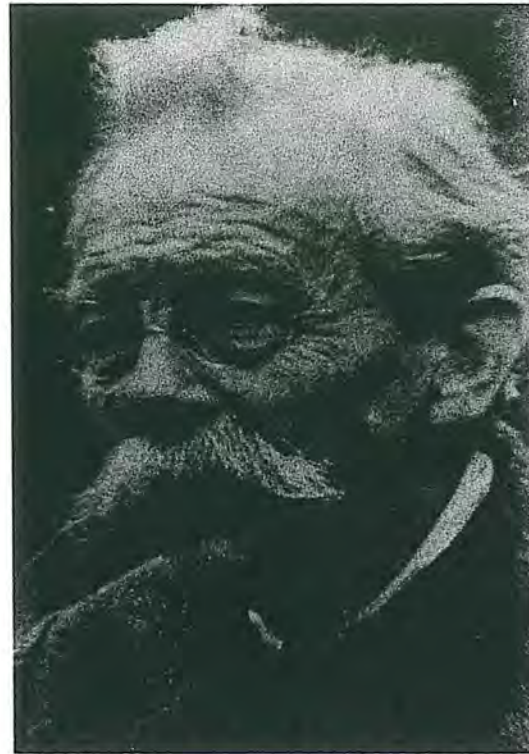


Bild 21: Valentin Traudt 1949 (im Jahr vor seinem Tod)

Am 15.3.1950 stirbt Valentin Traudt im 86. Lebensjahr. Seine Urne wird in Rauschenberg im Grab seiner ersten Frau Bertha beigesetzt. Zwei Jahre später stirbt auch seine zweite Frau Mina und wird an gleicher Stelle beerdigt.



Bild 22: Grabstätte in Rauschenberg

Nachwirkungen – Valentin Traudt heute?

Die Nachwirkungen von Valentin Traudt sind wohl eher als bescheiden einzuschätzen, was sicher auch mit daran liegt, dass seine Schriften nicht systematisch gesammelt und sein Nachlass durch Bomben vernichtet wurden. In unserer Rauschenberger Stadtbücherei befinden sich nur drei Schriften von ihm, davon eine nur in fotokopierter Form.

Die Kasseler Naturfreunde versuchen aber, die Erinnerung an Valentin Traudt wachzuhalten, wie die Nachrufe zu „runden“ Todestagen in ihrer Vereinszeitung zeigen. Auch dass in Rauschenberg noch Erinnerungen an Valentin Traudt wach sind, ist vor allem den Kasseler Naturfreunden zu verdanken, die in regelmäßigen Abständen das Grab auf unserem Friedhof besuchen. Nebenbei bemerkt: Dass die Grabstätte noch existiert, ist auch nicht ganz zufällig, da es in den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts Überlegungen gab, das Grab einzuebnen.

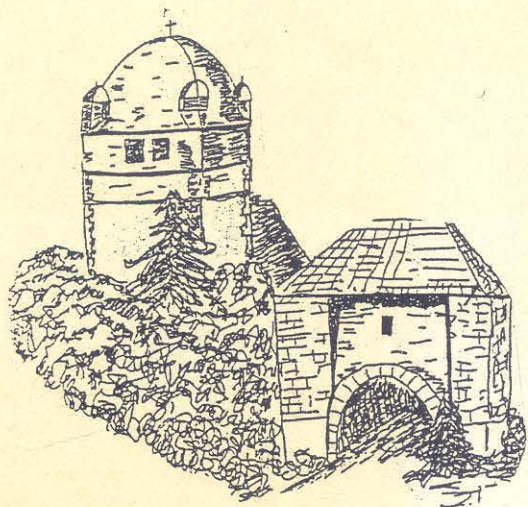
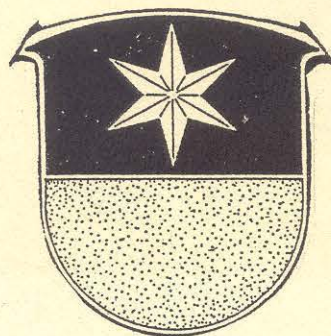
Zwei Schulen in Nordhessen tragen seinen Namen: Die schulformbezogene kooperative

Gesamtschule für die Jahrgänge 5 bis 10 in Großalmerode heißt ebenso Valentin-Traudt-Schule wie eine Grund-, Haupt- und Realschule im Kasseler Stadtteil Rothenditmold. Beide Schulen sind sehr aktive und bekannte Schulen. Der Umgang mit ihrem Namensgeber könnte aber nicht unterschiedlicher sein.

Die eine Schule kann mit dem Namen wenig anfangen, sie weiß allerdings auch nur wenig von Valentin Traudts Leben und Wirken. Das Namensschild dieser Schule muss man lange suchen, bis man es in einem verborgenen Winkel findet.

Die andere Schule jedoch heißt gern Valentin-Traudt-Schule und ist stolz auf ihren Namensgeber und pflegt sein Andenken. Wenn man die Schule durch die große Eingangstür betritt, dann wird man von einem lebensgroßen Gemälde von Valentin Traudt in Wanderkleidung begrüßt. 2002 wurden anlässlich des 100sten Geburtstag der Schule Sketche aufgeführt, in denen es darum ging, was Valentin Traudt wohl heute sagen würde.

Rauschenberger



Museumschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger
Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

1/2004

Gerhard Trost

Historische Zeittafel
von
Rauschenberg

Herausgeber: Verkehrs- und Verschönerungsverein 35282 Rauschenberg

RAUSCHENBERGER ZEITTAFEL

=====

8. Jh. Karolinger errichten nordöstlich des jetzigen Burgholz eine Befestigungsanlage, die **H u n b u r g**. Sie diente als Jagdhof des Kaisers und war Mittelpunkt des ehemaligen Reichsgutes.
- um 1000 Kloster Fulda erbt vom Reichsgut die Hunburg und die Gegend des späteren Amtes Rauschenberg.
Graf Gosmar I. von Ziegenhain und Reichenbach (1062 - 1117) wird als Schirmvogt der fuldischen Kirche eingesetzt.
Auf dem heutigen Schloßberg wird eine Burg errichtet, die Hunburg wird aufgegeben.
- um 1100 Übergang der fuldischen Gerechtsamen um Rauschenberg in den Besitz der Grafen von Ziegenhain.
Der neue Mittelpunkt der Gegend verlagert sich immer mehr nach Rauschenberg.
Die Siedlung Rauschenberg entsteht.
- 1258 Ziegenhainer Besitz wird geteilt. Landesherr von Rauschenberg wird Graf Gotfried V. von Ziegenhain (1246 - 1271)
- um 1250 In Rauschenberg wird eine Münzstätte errichtet. Hier werden die "Rauschenberger Pfennige" geprägt.
- 1266 Die Siedlung Rauschenberg wird zu 2/3 durch Brand vernichtet.
Am 25. Mai 1266 wird Rauschenberg durch urkundliche Willenserklärung des amtierenden Landesherrn, Graf Gotfried V. von Ziegenhain, zur Stadt mit besonderen Rechten erhoben (Marktrecht, Münzrecht, Niedergericht u.a.).
- um 1300 Stadtmauer und zwei Stadttore werden errichtet (Schloßtor und Tor beim jetzigen Rathaus).
- um 1300 Die im romanischen Baustil errichtete Kapelle wird durch frühgotisches Hauptschiff erweitert. Später wird der spätgotische Chor angebaut. Der wuchtige vierkantige Turm mit runder Kuppel war bereits vor der Erbauung des Hauptschiffs erstellt worden.

- um 1400 Durch Zuzug von Bewohnern umliegender Dörfer muß Stadtmauer ausgedehnt werden. Zwei weitere Stadttore werden gebaut (Albshäuser- und Schmaleichertor). Das Rathaus wird als neues Tor zur unteren Marktgasse verlegt.
- 1420
1490 Nach Einführung der Reformation werden Heiligenstatuen und -bilder aus der Kirche entfernt, vermutlich auch der mittlere Teil des Flügelaltars. Die Mutter-Gottesstatue mit dem Jesuskind (Madonna auf der Mondsichel) bleibt erhalten.
- 1450 Nach dem Aussterben der Grafenlinie von Ziegenhain geht der gesamte Besitz ^{durch Erbschaft} an den hessischen Landgrafen, Ludwig I., über. Amt und Stadt Rauschenberg werden nun hessisch.
In den folgenden Jahren wird die Burg auf dem Schloßberg zum Jagdschloß der hessischen Landgrafen ausgebaut.
- 1478 Ludwig, der Sohn des Landgrafen Heinrich III., stirbt auf dem Schloß, weil er sich zu sehr geschnürt hatte.
- 1500 Landgraf Wilhelm III. stirbt in Rauschenberg nach einem Jagdunfall. Nach ihm wurde der 1489 am Marburger Landgrafenschloß begonnene Anbau "der Wilhelmsbau" benannt.
- 1507
1515
1529 Verheerende Brände vernichten größere Teile der Stadt.
- 1557/58 Das Fachwerkrathaus wird erbaut.
- 1566 Ein steinerner Treppenturm wird an das Rathaus angebaut.
- 1625 Rauschenberg leidet unter den Lasten des dreißigjährigen Krieges. Aus Geldnot muß die Stadt die "Damgärten" verkaufen.
- 1631 Der Waldteil "die Bentze" muß ebenfalls verkauft werden.
- 1639 Schweden zünden die Stadt an. Borngasse, Rosengasse, Marktgasse und Blaue Pfütze brennen ab.

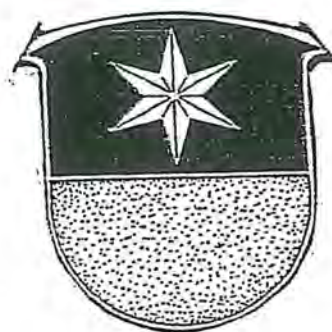
- 1642 Der schwedische General Königsmark erpreßt von Stadt und Amt Rauschenberg eine Kriegssteuer in Höhe von 10.000 Gulden.
- 1646 Die Rauschenberger Schloßbesatzung unter Befehl des niederhessischen Generals Geiso muß vor dem anrückenden kaiserlich- bayrischen Heer fliehen. Geisos Oberst Motz erhält den Befehl das Schloß anzuzünden und den Rundturm zu sprengen. Seitdem ist das Jagdschloß hessischer Fürsten eine Ruine.
- 1756/63 Einquartierungen durch französische Truppen bringen erneut Not und Elend über die Bürger.
- 1770 Die Einwohnerzahl Rauschenbergs beträgt 954 Personen.
- 1784 Bau einer Wasserleitung von "Auf der Waschbach" über "Auf den Röhren - Röhrengärten" zum Marktbrunnen.
- 1776/83 42 Rauschenberger nehmen am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teil.
- 1806 Im neugebildeten "Königreich Westfalen" wird Rauschenberg Kantons-Hauptort im Distrikt Marburg des Werra - Departements.
- 1809 Gefangene Schillsche Offiziere werden auf ihrem Marsch nach Wesel eine Nacht in Rauschenberg einquartiert.
- 1830 Die jüdischen Einwohner errichten auf der "Wilden Struth" einen eigenen Friedhof.
- 1834 Die Einwohnerzahl Rauschenbergs beträgt 1.449 Personen.
- 1841 Die Zehntabgabe wird abgelöst. Das Ablösekapital beträgt 11.521 Reichstaler, 17 Groschen und 10 Heller.
- 1841 Zur Verbesserung des Feuerlöschwesens wird von der Fa. Henschel in Kassel die erste größere Feuerspritze angeschafft. Kosten: 360 Taler.
- 1850 Zweispännige, sechssitzige Personenpost von Kirchhain nach Rauschenberg und zurück wird eingerichtet.

- 1852 Die Einwohnerzahl Rauschenbergs beträgt 1.618 Personen (höchster Personenstand des Jahrhunderts).
- 1854/55 30 Rauschenberger Kinder sterben an "Halsbräune" (Diphtherie)
- 1858 In der Rosengasse errichten die jüdischen Bewohner eine Synagoge (Beetraum).
- 1866 Am 2. Oktober wird Rauschenberg preußisch. Der Bürger Bromm wird Vertreter im preußischen Abgeordnetenhaus.
- 1866 Die städtische Sparkasse Rauschenberg wird als Spar- und Leihkasse gegründet.
- 1900 Rauschenberg erhält eine neuzeitliche Wasserleitung.
- 1906 Durch eine Stiftung des Fabrikanten Salzmann aus Kassel wird die Stadtkirche gründlich renoviert.
- 1914 Erbauung der Wohratalbahn. Eröffnung am 30. April.
- 1925 In Rauschenberg wird eine gewerbliche Berufsschule errichtet.
- 1926 Das seit 1840 bestehende Postamt wird aufgelöst und in eine Postagentur umgewandelt.
- 1932 Das Amtsgericht wird aufgelöst.
- 1933 Die 1866 als Spar- und Leihkasse gegründete "Städt. Sparkasse" wird zur Zweigstelle der Kreissparkasse umgewandelt.
- 1933 In der Schule wird der Staatsjugendtag eingeführt.
- 1933 Auf den "Gerstenäckern" erfolgt der erste Spatenstich zur Errichtung einer Stadtrandsiedlung.
- 1939/45 Durch die Kriegereignisse des zweiten Weltkrieges werden in Rauschenberg etwa 650 Evakuierte, Flüchtlinge und Ausgewiesene aufgenommen.
1939 betrug die Einwohnerzahl 1.122 Personen, 1945 war sie auf 1.800 angewachsen.

- 1945 Amerikanische Truppen besetzen Rauschenberg. Sie beschießen vorher mit Panzergeschützen die Stadt. Verschiedene Häuser werden getroffen, dabei brennt die Damm'sche Scheune in der Kraftgasse nieder.
- 1945 Traurige Bilanz der Kriegscpfer des zweiten Weltkrieges im kleinen Rauschenberg: 104 Gefallene, 33 Vermißte und 18 Verstorbene; dazu kommen noch eine Vielzahl von Verwundeten mit körperlichen und gesundheitlichen Dauerschäden.
- 1947 Auf dem Schloßberg wird ein Sportplatz angelegt.
- 1954/55 Das neue Schulhaus wird errichtet. Bau- und Einrichtungskosten betragen rund 350.000 DM.
- 1955 Auf dem Viehmarkt wird für die freiwillige Feuerwehr ein neues Gerätehaus mit Schlauchtrockenturm errichtet.
- 1958/59 Zwischen dem landwirtschaftlichen Anwesen Josbächer und dem Friedhof wird ein evangelisches Gemeindehaus eingeweiht.
- 1963 Ein städtisches Freibad wird gebaut. Kosten etwa 400.000 DM.
- 1966 Rauschenberg feiert sein 700 jähriges Stadtjubiläum.
- 1960/70 Im Nordosten und im Süden der Stadt entstehen zwei ausgedehnte Siedlungsgebiete mit rund 150 Wohnhäusern.
- 1970 Rauschenberg erhält die staatliche Anerkennung als Luftkurort.
- 1971 Die ehemals selbstständigen Gemeinden Albshausen, Bracht, Ernsthausen, Josbach, Rauschenberg, Schwabendorf und Wolfskaute schließen sich auf freiwilliger Basis zu einer neuen Stadt mit dem Namen Rauschenberg zusammen. Neue Einwohnerzahl: rund 4.500.

- 1971 Rauschenberg und der belgische Nordseebadeort Westende/Belgien gründen ein Partnerschaftsverhältnis im Rahmen des europäischen Gedankens.
- 1976/77 Neben dem Freischwimmbad wird eine neue Sporthalle und 1989/90 eine Außensportanlage geschaffen.
- 1991 Rauschenberg feiert sein 725 jähriges Stadtjubiläum. Rauschenberg ist eine Stadt mit Tradition. In jahrhundertlangem Fleiß, in unermüdlicher Ausdauer, unter vielen Entbehrungen durch Kriege, Brand und Seuchen, schufen die Bürger ihre Stadt und drückten dieser in Vergangenheit, Gegenwart und sicherlich auch in Zukunft ihren Stempel auf. Diese Stadt darf stolz auf sich und ihre Vergangenheit sein.

Rauschenberger



Museumschriften

Beiträge und Mitteilungen des Rauschenberger
Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde

1/2007

Ursula Riedig

Die Geschichte der
„Russlanddeutschen“

Herausgeber: Kultur- und Verschönerungsverein Rauschenberg e.V.
35282 Rauschenberg

Vorwort

Manchmal geht das Leben komische Wege, um zu einem bestimmten Ziel zu gelangen. So war es auch mit diesem vorliegenden Vortrag im Rahmen der "Rauschenberger Museumslesungen". Er sollte nur eine kurze Hintergrundinformation zum Thema: „Das Schicksal der Russlanddeutschen“ sein, der historische Teil zu Zeitzeugenberichten.

Aber dann hatte mich das Thema gepackt. Ich habe mich durch Geschichtsbücher, Lebensbeschreibungen, Dokumentationen etc. gelesen, und schon war ein längeres Konzept daraus geworden. Zusammen mit Anne Janich und Ulrich Kison beschloss ich, eine einzelne Museumslesung daraus zu machen. Das positive Echo der Zuhörer und in der örtlichen Presse hat das Interesse an diesem Thema bestätigt. Mein Dank gilt allen, die mich unterstützt haben, insbesondere meiner Tochter, die im Internet recherchierte, Helmut Badouin, Helmut Klingelhöfer, Ludwig Pigulla, Michael Vaupel (er lieh mir die Landkarten), meiner Enkelin Lisa, die mein handschriftliches (schlecht lesbares) Konzept in den Computer schrieb, und meinem Sohn, der das Geschriebene druckte.

Nicht zuletzt danke ich Helga Wolf, die die Idee hatte, den Vortrag zu einer Museumsschrift werden zu lassen.

Rauschenberg, im Mai 2007

Ursula Riedig

„Das Schicksal der Russlanddeutschen“

– Historischer Hintergrund –

Unter Zar Peter I. (1682-1725) begann eine erste Einwanderungswelle deutsch - niederländischer Intellektueller nach Rußland. Sie lebten in Moskau und sollten der einheimischen Bevölkerung einen Kulturschub bringen, nach westlichem Vorbild. Ihr Einsatz blieb aber weitgehend auf die Hauptstädte (Moskau - später St. Petersburg) beschränkt, wo sie jeweils in einer Art Ghetto (Vorstadt) lebten mit eigener Sprache, Religion und Selbstverwaltung, aber dem russischen Gesetz unterworfen. Die größte Einwanderungswelle begann unter Katharina II. der Großen. (Als Prinzessin Sophie Auguste von Sachsen Anhalt am 02.05.1729 in Stettin geboren und 1796 in Zarskoje Selo verstorben). Während ihrer Regierungszeit (1762 - 1796) (sie hatte ihren Mann, Peter III., erdrosseln und sich durch die Garde zur Zarin ausrufen lassen) führte sie mehrere Eroberungskriege und war an der Dreiteilung Polens beteiligt. Nach den Türkenkriegen reichte das Russische Reich im Süden bis zum Schwarzen Meer. Die Gebiete waren weitgehend Steppe und bedurften der Kolonisation. Da Rußland selbst keine freien Bauern mehr besaß, Katharina aber sehr westlich orientiert war und den Gedanken der Aufklärung nahe stand (Förderung der wirtschaftlichen Erschließung neuer Gebiete und deren Steigerung z. B. um durch mehr Arbeitskräfte, mehr Wirtschaftskraft zu erreichen), musste sie Siedler in ihr Land holen. Sie kannte ihre deutschen Landsleute

und vertraute auf deren Tugenden. So erschien 1763 (22.07) ein „Einladungsmanifest“, das an viele europäische Fürstenhöfe gesandt wurde. Dieses versprach den Kolonisten eine Reihe von verlockenden Privilegien:

1. Religionsfreiheit
2. Militär- und Zivildienst-Befreiung
3. Steuerfreiheit bis zu 30 Jahren
4. Selbstverwaltung
5. Staatliche Hilfe bei der Umsiedlung

Besondere Beachtung fand dieses Manifest in hessischen, nordbayrischen, nordbadischen und pfälzischen Regionen, die unter dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) besonders gelitten hatten.

Zwischen 1764 und 1767 wanderten ca. 23. - 29.000 Personen nach Russland aus (einige Franzosen, Holländer und Schweden waren auch darunter). Die meisten von ihnen wurden für die Kolonisation der Wolgasteppe um das Städtchen „Saratow“ bestimmt. Sie gründeten dort insgesamt 104 Kolonien, von denen einige durch Nomadenüberfälle vernichtet wurden. Jede Familie bekam rund 300 Hektar Land zur Bewirtschaftung. Das Land wurde der jeweiligen Kolonie als erblicher Besitz überlassen, aber nicht als Privateigentum. Ab 1779 unterstanden alle Kolonien dem „Fürsorgekomitee“ für Ausländer und waren dessen Kontor in „Sa-

ratow“ unterstellt. Die Anfänge der Kolonien waren nicht einfach und die Erwartungen blieben in den ersten Jahren weitgehend unerfüllt. Erst in den Jahren 1800 bis 1803 wurde die „Instruktion für die innere Ordnung und Verwaltung“ der Kolonien gesetzlich verankert. Dadurch waren die „Selbstverwaltung der Kolonien“ durch Personen ihres Vertrauens gesichert und die Voraussetzungen für eine gedeihliche, wirtschaftliche Entwicklung geschaffen.

Was bedeuteten die Privilegien für die Siedler?

1. Religionsausübung
2. Sie durften ihre eigenen Kirchensatzungen und Bräuche behalten (waren nicht mehr abhängig von der Religion des Grundherren bzw. des Fürsten).
3. Steuer- und Abgabenbefreiung. Egal wie die Ernte ausfällt, der Druck zur Steuerzahlung ist nicht mehr vorhanden, ebenso wenig Frondienste zu leisten. Alle Leistungen kommen der eigenen Siedlung zu gute.
4. Die Siedler dürfen Land von Privatpersonen kaufen.
5. Die von der Krone angewiesenen Landanteile erbt im Allgemeinen der jüngste Sohn.
6. Die Kolonisten dürfen frei reisen, nachdem sie Steuern auf alles in Russland erworbene Vermögen gezahlt haben.
7. Kostenfreie Einwanderung sowie die Kosten für das erste halbe Jahr.
8. Kredite für Baumaterial, Geräte, Saat und Vieh sollten für 10 Jahre gestattet und zinsfrei sein.
9. Die Kolonisten sollten ihre Kolonien selbst verwalten; Schulen und Kirchen bauen und Deutsch als Umgang- und Amtssprache beibehalten. (Wahl des Gemeindevorstehers, des Schulzen und der zwei Beisitzer; diese Selbstverwaltung blieb so bis Ende des 19. Jahrhunderts)
10. Der Handel auf Märkten und Jahrmärkten sollte ebenfalls steuerfrei sein.

Der Reiseweg der Siedler

(s. Literaturverzeichnis unter Hoffmann)

Der Transport fand überwiegend ab Büdingen (Sammeltransport) über Hamburg, Lübeck oder Danzig nach Oranienburg oder Kronstadt (bei St. Petersburg) auf dem Landweg statt. Von hier ging es per Schiff - und auf dem Landweg - bis nach Saratow am Mittellauf der Wolga weiter. Die Strapazen des ca. 3000 km langen Weges in der damaligen Zeit waren fast unmenschlich. Viele kamen nie an.

War auch der Anfang sehr schwierig, so kam der Aufschwung doch schon bis Ende des 18. Jahrhunderts. Die Gründe dafür waren zum einen die Privilegien der Krone, zum anderen aber die fortgeschrittene Produktionsweise, die Disziplin und der Fleiß der Kolonisten sowie das Streben nach effektiver Produktion.

Man kann nun schon von „Wolgadeutschen“ reden. (1798 gab es bereits 39.200 Einwohner)

Die zweite Einwanderungswelle begann um 1785 und betraf die Besiedlung von Neu - Russland (ungefähr der heutigen Ukraine), Oberster Fürsorgebeamter war Fürst Potemkin. Diese geschah mit kleineren Gruppen von „Mennoniten“ aus Westpreußen, die aus dem Danziger Gebiet stammten. Sie waren bekannt als tüchtige Landwirte und sollten Musterbetriebe errichten. Die Mennoniten hatten andere Bedingungen als die Wolgadeutschen. Sie brachten ihr eigenes Vieh, Geräte, Hausrat und zum Teil nicht unbeträchtliches Vermögen mit, erhielten oft größere Landzuteilungen und diese als Privatbesitz. Wichtigster Grund für ihre Auswanderung war: Religionsfreiheit und Befreiung vom Militärdienst.

Alexander I. (1801-1825)

hat die Siedlungspolitik Katharinas konsequent fortgesetzt und teilweise erweitert. Die Aussiedler kamen vermehrt aus deutschen Kleinstaaten, sie waren nicht nur Bauern, sondern auch Handwerker, Winzer, Tagelöhner und Soldaten. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich etwa 10.000 Familien mit 55.000 Personen in Neurussland niedergelassen. Auch in den Schwarzmeerkolonien gab es ähnliche Anfangsschwierigkeiten wie an der Wolga, aber diese Siedler hier verfügten über bessere landwirtschaftliche Kenntnisse und über beträchtlich mehr Kapital und Boden. Die Landzuteilung betrug bis zu 50 Hektar und war „Privatbesitz“. Das „Erbrecht“ schrieb die ungeteilte

Vererbung des Hofes an die nächste Generation vor. So blieben die Höfe ausreichend groß und leistungsfähig. Andererseits bildeten sich große Gruppen von „Landlosen“, das erste Landproletariat, das als Tagelöhner, Knecht, oder Handwerksgehilfe arbeitete. Ab 1830 entstand eine „Waisen- und Sparkasse“, deren Kredite auch landlosen Siedlern zum Landkauf verhalf. Mais, Roggen und Weizen waren die Haupterzeugnisse. Aus Handwerksbetrieben wurden häufig Fabriken zur Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, nicht nur für die Kolonien. Die wirtschaftlichen Erfolge waren größer als die der Wolgadeutschen und der Einheimischen, begünstigt durch eine bessere Agrarordnung, aber auch anderer Besteuerungen. Mennoniten mussten bis 1869 nur ein Elftel (1/11) der Steuerlast tragen.

Ende der Auswanderungswelle nach Russland

Um 1820 war die Einwanderungswelle nach Russland so ziemlich beendet. In den großen Siedlungen an der Wolga, in Neurussland, in kleineren Kolonien bei St. Petersburg, im Südkaukasus und in innerasiatischen Regionen gab es etwa 100.000 Kolonisten.

Bis 1862 zählte man mehr als 3.000 Kolonien. Diese einzelnen Kolonien waren konfessionshomogen; rein katholisch, rein lutherisch, mennonitisch oder andersgläubig. Die Kolonisten lebten in relativ gutem Einvernehmen mit ihren russischen Nachbarn, Politik spielte eine geringe Rolle. Die Kontakte innerhalb der deutschsprachigen Kolonien

innerhalb der deutschsprachigen Kolonien waren gut, aber infolge der großen Entfernungen nicht sehr eng.

Die Entwicklung bis zur Oktoberrevolution

Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung, besonders in den deutschen Kolonien, setzte sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fort. „Ihre Fremdheit in der russischen Umgebung motivierte die Kolonisten, ihre ethnisch- religiöse Sonderstellung durch weitgehende Anpassung an die Wünsche der Kolonialverwaltung, durch besondere wirtschaftliche Leistungen, Zukauf von Land, Einführung neuer Techniken und Gewerbe langfristig zu sichern und Institutionen zur gegenseitigen Hilfe aufzubauen.“ Bei der Volkszählung 1897 erreichte die deutschsprachige Bevölkerung die Zahl von 1,8 Mio. - davon lebten etwa 20% an der Wolga und am Schwarzen Meer, den größten relativ zusammenhängenden deutschen Siedlungsgebieten. In Sibirien und Mittelasien lebten nur je ein Prozent, der Rest im europäischen Teil des Zarenreiches und in den Städten. 76% aller Russlanddeutschen waren bei dieser Volkszählung Lutheraner, 13,5% römisch-katholisch, je knapp 4% Mennoniten und Baptisten, 1,3% Juden und Nichtchristen. Durch wirtschaftliches Wachstum und steigende Bevölkerungszahlen wurde mehr Land gebraucht. Da dieses in den angestammten Gebieten zu teuer wurde, begann eine ostwärts gerichtete Binnenwanderung zu Gebieten am Don, im Nordkaukasus, nach Sibirien und Mittelasien - besonders nach Kasachstan.

Auch in den Städten gewannen die Deutschen immer mehr Ansehen, politisches und soziales Gewicht.

Aber - wo zuviel Tüchtigkeit herrscht, beginnt der Neid.

Die erste Krise

Die 1. Krise beginnt, als die nationalistische russische Presse die deutschen Bauern als angebliche Vorposten des mächtigen Deutschen Reiches (also nach 1871) und potentielle Vaterlandsverräter bezeichnet.

Das führte zur so genannten 1. Krise unter Alexander II. Pan(pro)slawis(tis)che und antideutsche Agitationen begannen. Die rechtliche und politische Stellung wurde immer schlechter. Durch die „Bauernbefreiung“ (1861) wurde der Gegensatz von deutschen und russischen Bauern sehr deutlich, da Letztere nicht die gleichen Privilegien bekamen. Daher wurde auch den deutschen Bauern der Status des „freien Bauern“ ab-erkannt durch formalrechtliches Angleichen an die russischen Bauern. Im Laufe der Jahre wurden schrittweise die Privilegien der deutschen Siedler immer mehr abgebaut, die weitgehende politische und rechtliche Autonomie sowie die persönlichen Sonderrechte der Kolonisten aufgehoben. 1871 verschwand auch die östliche Selbstverwaltung; alle wurden der russischen reformierten Verwaltung unterstellt. Deutsch als Amtssprache wurde abgesetzt - Zwang zum Erlernen der russischen Sprache gefordert. Nur im eigentlichen Deutsch- und Religionsunterricht durfte ab 1880 auch in den Schulen noch Deutsch gesprochen werden.

1874 wurde auch die Befreiung vom Militärdienst aufgehoben. Das heißt: Dienstverpflichtung bis 25 Jahre; wer Soldat wurde, bestimmte das Los; das bedeutete für viele Bauernfamilien das „Aus“.

Als Konsequenz wanderten Großteile der Mennoniten nach Amerika aus (bis 1879 bereits 18.000).

Durch den Bau der transsibirischen Eisenbahn (1891-1907) begann eine weitere Auswanderungswelle nach Osten, wo man hoffte, von der Zentralregierung nicht so beachtet zu werden.

Der wichtigste Grund für die erste Krise aber war die Gründung des deutschen Reiches und das außenpolitische Verhältnis der beiden Staaten. Seit etwa 1880 wurden die Russlanddeutschen, d.h. alle Einwanderer deutscher Sprache, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft als Deutsche angesprochen, obwohl die Russlanddeutschen zarentreu waren und sich für das Bismarckreich nicht weiter interessierten.

Dennoch blieb die Gesamtsituation bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges befriedigend. Durch die hohe Geburtsrate war die deutschsprachige Bevölkerung 1914 auf 2,4 Mio. angewachsen. Rund 4% siedelten bereits nach Sibirien und Mittelasien um. Nach wie vor findet auf dem Land fast keine Integration mit der russischen Bevölkerung statt. Man bleibt lieber unter sich und hilft sich gegenseitig.

Die 2. Krise

löst der 1. Weltkrieg aus. Als Deutsche gehörte man zu einer Nation, die mit dem zaristischen Russland Krieg führte.

Kollektive Zwangsmaßnahmen wurden gegen ganze Siedlergruppen unternommen. Die Liquidationsgesetze trafen 1915 die Deutschen in Wohlynien am härtesten. Ihre Kolonien lagen sehr weit im Westen in einem 100-150 km breiten Grenzstreifen zu Polen. Die „Deutschen“ wurden enteignet und deportiert.

Bis zu 150.000 Menschen wurden nach Osten bis nach Sibirien verfrachtet; die Hälfte überlebte die Strapazen nicht, so schätzt man. Ihre Schulen wurden geschlossen, öffentlich Deutsch zu sprechen war verboten, deutsche Zeitungen (seit 1863 in Odessa und 1905 im Wolgagebiet) erschienen nicht mehr.

1916 wurden die Liquidationsgesetze auch auf das Wolgagebiet ausgedehnt, doch sie kamen nicht mehr zur Anwendung; die Revolution 1917 verhinderte die Verbannung auch der anderen Russlanddeutschen vorerst. Obwohl die Mehrzahl der Russlanddeutschen im 1. Weltkrieg loyal zum russischen Reich stand, viele Männer in der russischen Armee gegen das deutsche Reich kämpften, blieben sie für die Russen Angehörige eines Feindstaates, verhasst und diskriminiert. Nach dem Sturz des Zaren im März 1917 und der Machtergreifung der „Bolschewiki“, brachten neue Gesetze auch für die Russlanddeutschen einschneidende Maßnahmen:

1. Die entschädigungslose Enteignung aller Grundbesitzer
2. Allen Völkern Russlands standen die Rechte auf Gleichheit, Souveränität und Selbstbestimmung zu.

Im März 1918 wurde die Partei der Bolschewiki umbenannt in die Kommunistische Partei Russlands, kurz KPdSU. Der Sowjetstaat war geboren. Anfang 1918 aktivierten sich die Russlanddeutschen und forderten die Bildung einer selbstständigen deutschen Wolgarepublik im russischen Förderationsstaat. Lenin schickte den deutschen Kriegsgefangenen *Ernst Reuter* (Berliner Bürgermeister 1948 zur Zeit der Blockade) an die Wolga als *Volkskommissar*, um die neue Kommune zu organisieren.

Durch Reuters Aktivitäten wurde 1918 in Moskau das „Dekret zur Gründung der Arbeitskommune“ des Gebietes der Wolgadeutschen erlassen und von Lenin beglaubigt. Wichtigster Hintergedanke: Ernährung der Sowjetrepublik und Hilfe zur „Weltrevolution“, die sich Lenin mit Unterstützung Deutschlands erhoffte. Tatsache ist, dass in den Hungerjahren 1921/22 die „Arbeitskommune“ Lebensmittel auch nach Deutschland lieferte.

Deutsch wurde als Muttersprache in Schulen, bei Gericht und in der lokalen Verwaltung als Verkehrssprache wieder erlaubt.

Der Bürgerkrieg zwischen Roten und Weißen wogte immer noch heftig hin und her und traf in den Jahren 1919/20 besonders die Siedler in Südrussland. Erst 1920, nachdem General Wrangel auf der Krim geschlagen worden war, konnten auch die Deut-

schen in diesen Gebieten wieder den Aufbau beginnen. Durch die verheerende Hungersnot 1921/22, der viele russische und deutsche Bauern zum Opfer fielen, durch Bürgerkrieg und Auswanderung war die Wolgadeutsche Bevölkerung um 1/4 dezimiert worden. Die „neue Ökumenische Politik von 1921 – 1928“ erlaubte dann den einzelnen Bauern wieder begrenztes Eigentum, was gerade bei den deutschen Bauern zu einem raschen Wiederanstieg der Produktion führte.

Am 06.01.1924 wurde die „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“, mit eigener Amtssprache und Verwaltung gegründet. Die Entwicklung war am Anfang sehr positiv. Man gründete deutsche Schulen, Hochschulen, Fachhochschulen, Theater, Verlage und Zeitungen. Da die Bedingungen so günstig waren, arbeitete man mit der Sowjetregierung zusammen, zur direkten Mitarbeit in der KPdSU waren jedoch nur wenige bereit! Die Posten in der Verwaltung wurden deshalb oft von deutschen Industriearbeitern, ehemaligen Kriegsgefangenen und Emigranten auch anderer Nationalitäten besetzt.

Neben der Wolgarepublik entstanden in anderen Teilen der SU etwa 150 Dörfer mit deutscher Amts- und Schulsprache, größere deutsche Siedlungsgebiete wurden zu Rayons (Bezirken) mit begrenzter Autonomie innerhalb der sowjetischen Republiken zusammengefasst. So entstanden bis 1931 15 deutsche Rayons.

Die 3. Krise

beginnt 1924 mit Stalins Machtübernahme und der Kollektivierung der Landwirtschaft.

Im Wolgagebiet waren bis 1926 fast 45% der Betriebe genossenschaftlich organisiert, bis 1929 1,4% der kleinen und mittleren Betriebe. Sie wurden in *Kolchosen* zusammengefasst.

Im Schwarzmeergebiet und im Kaukasus waren die, an Privatbesitz gewöhnten, Deutschen wieder zu einem gewissen Wohlstand gekommen. Diese Bauern traf die Zwangskollektivierung besonders hart. Widerstand kam von den Großbauern und den russischen *Kulaken*.

Stalin ließ das „Kulakentum“ als Klasse beseitigen. Ab 1930 wurden etwa 5 Millionen „Kulaken“ und deren Familienangehörige nach Sibirien, in den Ural und nach Kasachstan „deportiert“, ein Großteil kam in Zwangsarbeitslagern um, darunter auch ca. 50.000 Deutsche. 5.583 Deutschen gelang es, nach Deutschland auszureisen.

Im Wolgagebiet begann diese Krisenzeit gegen Ende der 20er Jahre. Nach Hitlers Machtergreifung nahm sie an Schärfe zu. Verhaftungen, Deportierungen, Säuberungswellen und Liquidationen fanden meist „massenhaft“ statt. Wieder wurden Deutsch als Amtssprache und eigene Rechte abgeschafft. Bis 1932/33 war die Wolgarepublik bis zu 95% kollektiviert, das übrige Russland nur zu 60%; daraus entstand eine erneute verheerende Hungersnot, bei der auch etwa 300.000 Deutsche umkamen.

Durch Hitlers Machtergreifung und seiner Erklärung vom jüdischbolschewistischen

Kommunismus als Hauptfeind der Menschheit war das relativ gute Verhältnis beider Staaten während der Weimarer Republik schlagartig abgekühlt.

Damit war Deutschland wieder der Hauptfeind Russlands, was sich auf die Russlanddeutschen auswirkte. Die Propaganda tat ihr Übriges. 1934 wurden heimlich Listen verfasst, die später als Grundlage für Säuberungen und Deportierungen galten.

Ab 1936 begannen diese Säuberungswellen und Schauprozesse, sie erreichten 1938 ihren Höhepunkt, als es die Intelligenz des gesamten Landes betraf: Spionage, Propaganda für eine feindliche Macht, illegale Verbindungen zum Ausland, Zellenbildung einer sowjetfeindlichen Partei waren die Anschuldigungen.

Die Funktionäre mussten ihren Plan erfüllen, d.h. jedes Verwaltungsgebiet hatte eine bestimmte Anzahl von sog. „Volksfeinden“ zu stellen. Kamen die Funktionäre dieser Soll-erfüllung nicht nach, wurden sie selbst verhaftet. Das Strafmaß reichte von der Todesstrafe bis hin zu langjähriger Zwangsarbeit mit Lagerhaft, was meistens der Todesstrafe gleich kam.

Die Säuberungswellen betrafen fast die gesamte deutsche Intelligenz. Die Gesamtzahl der Opfer deutscher und russischer Herkunft ist nie bekannt gegeben worden. Man schätzt, dass es bis zum Ende der 30er Jahre zwischen 5 und 10 Mio. Menschen waren. Die Zwangsarbeiter waren die Basis zum Erreichen der Industrialisierung bei geringfügigem Lohn und unter unmenschlichen Bedingungen.

Inzwischen wurden auch die Religionen verboten, ohne Ausnahme, Kirchen etc. gingen in Staatsbesitz über und wurden völlig zweckentfremdet. Trotz all dieser Widrigkeiten hatten die Wolgadeutschen immer wieder landwirtschaftliche Produktionsrekorde aufgestellt, waren Vorreiter in der Mechanisierung und Industrialisierung. Und all das, obwohl die meisten Männer verbannt oder tot waren. Die Frauen standen ihren Mann. 1940 waren sie in fast einem Drittel (1/3) der Familien das Familienoberhaupt.

Der 2. Weltkrieg und seine Folgen

Am 23. August 1939 unterzeichneten von Ribbentrop und Molotow einen Nichtangriffspakt, den so genannten „Hitler – Stalinpakt“! Gemeinsame wirtschaftliche Interessen standen hier vor den bisherigen Gegensätzen von Faschismus und Kommunismus - der Zweck heiligt die Mittel! Dazu gab es ein wichtiges geheimes Zusatzprotokoll: Die baltischen Staaten (mit Ausnahme Litauens), Finnland, Bessarabien und das östliche Polen wurden zur russischen, das westliche Polen zur deutschen Einfluss-sphäre erklärt.

Das machte Hitler den Weg frei zum Beginn des Krieges - England und Polen würden nicht angreifen und Russland blieb neutral. Am 1. September 1939 begann der 2. Weltkrieg mit Deutschlands Einmarsch in Polen und mit der fast gleichzeitigen Besetzung des östlichen Polens durch die Russen.

Am 28. September besetzten die Russen Litauen, Lublin und Warschau die Deutschen, womit die neue Grenze festgelegt war.

Die Russlanddeutschen in diesen Gebieten, oft auch „Volksdeutsche“ genannt, wurden im Winter 1939/40 umgesiedelt.

Ungefähr 400.000 wurden überwiegend im Warthegau und in Westpreußen angesiedelt, in Höfen und Wohnungen zuvor vertriebener (deportierter) Juden und Polen.

Am 22. Juni 1941 wurden Stalins Hoffnungen auf Frieden durch den „Fall Barbarossa“ und Hitlers Angriff zunichte gemacht. Dieser traf die UdSSR überraschend und unvorbereitet. Die „Rote Armee“ war durch die stalinistische Säuberung der dreißiger Jahre ohne führende Militärs und hatte zu Kriegsbeginn der deutschen „Blitzkriegstaktik“ nichts entgegenzusetzen.

Der russische Winter stoppte den deutschen Vormarsch (im September) vor Leningrad, Mitte Dezember vor Moskau und am Don im Süden. Der „Blitzkrieg“ wandelte sich zum „Abnutzungskrieg“, und im Winter 1942/43 durch die „Schlacht um Stalingrad“ begann dann die Wende. Und wieder kam für die Russlanddeutschen eine Zeit der Einschränkungen. Schon während des Hitler - Stalinpaktes wurde wieder die Hauptidentifikation der Russlanddeutschen, nämlich die deutsche Sprache, verboten. Ab 1938/39 gab es nur noch in der Autonomen Wolgarepublik muttersprachigen Schulunterricht. Von November 1938 bis März 1939 wurden die Rayons im „Altaigebiet“ und der *Ukraine* aufgelöst.

Die 4. Krise

beginnt das Ende der Geschichte der russlanddeutschen Minderheit als präsenze und erkennbare Volksgruppe einzuleiten.

Zum zweiten Mal im 20. Jahrhundert sind sie Mitglieder einer Nationalität, die Krieg mit der Sowjetunion führt, und werden so Opfer der Machtkämpfe der kriegsführenden Parteien.

Wieder folgen Deportationen nach Sibirien, in die mittelasiatischen Republiken und nicht zuletzt nach Deutschland.

Ihre großfamiliären Zusammenhänge und Sozialstrukturen werden zerstört, die autonome Wolgarepublik als Ort ihres Deutsch-tums wird ihnen genommen - was bleibt, ist die Sprache.

Im Verlauf des Krieges gerieten die Deutschen im Süden unter deutsche Verwaltungen, als die Ukraine erobert wurde.

Die restlichen Deutschen wurden deportiert und blieben während des Krieges unter sowjetischer Verwaltung.

Nach dem Krieg trafen sich große Teile beider Gruppen in Sibirien und Mittelasien in der Verbannung wieder.

Die Wege dorthin waren vielseitig. Beim Vormarsch der deutschen Truppen und dem allmählichen Zurückweichen der Roten Armee wurden so viele Russlanddeutsche wie möglich an Hand der Listen von 1934 nach Sibirien, Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan transportiert, ihre Güter, Vieh, Industrieanlagen und Maschinen in den Ural und nach Sibirien verfrachtet. Das traf die Wolgadeutschen ebenso.

Die Reisebedingungen waren unmenschlich, in den Zielorten mangelte es an allem: Unterkunftsmöglichkeiten, Nahrung und Winterkleidung. Wieder konnte man nur durch gegenseitige Hilfe überleben.

Neben den Wolgadeutschen wurden ca. 80.000 Deutsche aus anderen Teilen der UdSSR und 25.000 aus Georgien, Aserbaidschan und anderen Kaukasusgebieten nach Mittelasien und Sibirien deportiert. Man machte auch vor anderen Nationalitäten nicht Halt: Kalmücken, Tartaren und Tschetschenen erlitten das gleiche Schicksal, so wie bis 1944 ca. 50.000 Deutsche aus Leningrad und Umgebung.

Alle Deportierten wurden in Sondersiedlungen zusammengepfercht und durften diese nur mit Genehmigung verlassen. Ab Oktober 1941 wurden die russlanddeutschen Männer zwischen 16 und 60 Jahren zur „Arbeitsarmee“ (Trudarmija) eingezogen, von ihren Familien getrennt; Das galt auch für die in der Roten Armee Dienenden. Sie wurden ebenfalls der Arbeitsarmee zugeteilt. Ab 1942 geschah dasselbe mit allen kinderlosen Frauen, dann allen Frauen ohne Säuglinge. Sie kamen ebenso zur „Trudarmija“, und wurden überwiegend zum Bau von neuen Industrieanlagen, Bahnlinien, Straßen, Kanälen und im Bergbau eingesetzt.

Insgesamt waren etwa 100. – 120.000 russlanddeutsche Frauen zur „trudarmija“ eingezogen worden. Die unmenschlichen Bedingungen, unter denen sie lebten, arbeiteten und starben, entsprechen in etwa denen im Lager des „Archipel GULAG“ beschrieben.

Nachdem Rückzug der deutschen Truppen und dem Vorrücken der Roten Armee bis 1944 mussten die Russlanddeutschen, die es bis in den Warthegau geschafft hatten, wieder in Richtung Westen gebracht werden. Jedoch 200.000 von ihnen wurden von der Roten Armee bis zur Elbe überrollt und nach Russland „repatriert“. Ebenso erging es - mit Hilfe der Alliierten- ca. 100.000 Menschen, die es weiter nach Westen geschafft hatten.

Der Leidensweg setzte sich fort. 15 - 30% starben bereits auf dem Transport. Die Überlebenden kamen in Sonderlager in Sibirien und Kasachstan. Hier trafen sich „Verwandte“ aus der Ukraine und anderen Gebieten wieder, die schon 1941 deportiert worden waren.

Alle, die im Krieg direkten Kontakt mit dem Feind gehabt hatten, egal ob als Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Zwangsumgesiedelte, waren von Stalin als „Kollaborateure“ verdächtigt worden.

Die Lage der Russlanddeutschen änderte sich auch nach Beendigung des Krieges nicht. Auch nicht, als 1948 die „Trudarmija“ aufgelöst wurde. Zur Zeit des „kalten Krieges“, als die kommunistische Welt mit den ehemaligen Verbündeten sich nicht mehr verstehen konnte, zählten wieder die Russlanddeutschen zu den Verlierern.

Im November 1948 wurden die Auflagen gegen sie nochmal verschärft. Die Deutschen mussten sich einmal im Monat melden, sie durften den Wohnort nicht verlassen.

Unter diesem Druck versuchten besonders die Jüngeren unter ihnen, sich den Russen anzunähern und ihre deutsche Herkunft zu verleugnen.

Stalins Tod 1953 erweckte wieder Hoffnungen, und diese verstärkten sich durch Adenauers Besuch in Moskau, der erreicht hatte, dass bis Mitte 1955 die letzten Kriegsgefangenen entlassen wurden.

Aber erst am 13. Dezember 1955 wurden auch die Russlanddeutschen (immer noch 1,5 Mio.) freie Sowjetbürger, ohne die während der Zwangsumsiedlung konfiszierten Werte zurückzubekommen; sie wurden **nicht** rehabilitiert und sie durften **nicht** in ihre "Heimat", die Vertreibungsgebiete, zurückkehren. Sie blieben die „Faschisten, Fritzen und Vaterlandsverräter“. In dieser Zeit verteilten sich die Russlanddeutschen endgültig über das ganze Land, mit Schwerpunkt Sibirien und Mittelasien.

Die 5. Krise

beginnt mit dem Rückkehrverbot; sie verhindert die Entstehung von geschlossenen Gebieten, verliert den Kampf um die deutsche Sprache und Kultur sowie neuer deutscher Autonomie.

Eine völlig neue Bevölkerungsverteilung der Russlanddeutschen in der UdSSR - nach dem Krieg - beginnt.

Ein paar Zahlen:

1926 wohnten 1,24 Mio. Deutsche in der UdSSR, davon in der Ukraine 31,8%, in Sibirien 6,6%, in Kasachstan 4,1%, in Mittelasien 0,8%, in den anderen europäischen Teilen (einschließlich Kaukasus und der

Krim) 54,6%. Bis 1979 war die Zahl der Deutschen auf insgesamt 1,94 Mio. gestiegen; davon lebten in der Ukraine (einschließlich Krim und Karpato) 1,8%, im restlichen europäischen Teil 18,6%, in Sibirien 23,8%, in Kasachstan 46,5% und in Mittelasien 9,3%.

In geschlossenen traditionellen Gebieten wohnten 1959 kaum noch 10% der Deutschen, hauptsächlich in den Gebieten, in denen es im 2. Weltkrieg keine Deportationen gegeben hatte, nämlich in der Nähe von Omsk und Tomsk in Sibirien, in Kasachstan und Kirgisien.

Deutsch als Muttersprache verlor in den Jahren bis 1989 immer mehr an Bedeutung. Die Russifizierung, besonders der Jugend, schritt voran. Bis 1957 hatten über 100.000 Deutsche die Ausreise beantragt, 1958 durfte die erste Gruppe Russlanddeutscher gehen. Es waren so genannte „Vertragsumsiedler“, die aufgrund des Hitler-Stalinpaktes ab 1939 ins Deutsche Reich umgesiedelt worden waren und nach dem Krieg von Stalin „repatriiert“ wurden. Daneben gab es als Grund nur die Familienzusammenführung, d.h. nur die Anforderung eines Verwandten ersten Grades aus der BRD wurde anerkannt. Die russlanddeutschen Antragsteller hatten häufig unter Repressalien von Nachbarn und Arbeitskollegen zu leiden. Sie mussten sogar mit Verhaftungen rechnen, wenn ihre Namen öffentlich gemacht wurden; je nach politischer Wetterlage zur Zeit des Kalten Krieges.

Es gab aber auch immer wieder Bestrebungen Russlanddeutscher zur Wiedererrich-

tung einer deutschen autonomen Republik an der Wolga.

Dort lebten aber schon seit 20 Jahren „Russen“, die das nicht zulassen konnten und wollten.

1964 gab es einen zweiten Ukas zur Rehabilitierung der Russlanddeutschen, d.h., die Beschuldigungen der Kollaboration mit dem faschistischen Deutschland wurden zurückgenommen. Es gab aber keine Aussicht auf eine autonome Siedlung in der SU wie auch in den Nachfolgestaaten nach 1991. Daher mehrten sich die Anträge auf Ausreise in die BRD und auch in die DDR. Nach der Konferenz von Helsinki 1975 besserte sich das politische Klima allmählich, trotzdem wurden die Abreiseanträge immer drastischer von negativen Sanktionen begleitet, bis 1985.

Die Ära Gorbatschow mit Glasnost und Perestrojka

Die Masse der Russlanddeutschen stand den Umbruchgedanken und Reformen abwartend gegenüber. Sie misstrauten „denen in Moskau“ aus leidvoller Erfahrung.

Eine kleine Minderheit von ihnen jedoch begann erneut eine Diskussion um die Errichtung einer autonomen Republik. Sie machte diese Forderungen öffentlich, auch direkt in Moskau. Am 14. April 1988 wurde ein inoffizieller Zirkel der Autonomiebewegung von einem Mitarbeiter des Zentralkomitees der KPdSU empfangen, und sie unterbreiteten diesem Vorschläge. Ende März 1989 gründeten 105 Delegierte aus den größeren Wohngebieten der Russlanddeutschen die „Unionsgesellschaft der sowjetischen Wie-

dergeburt“, die bis 1990 etwa 500 Mitglieder umfasste.

Ziele: Bewahrung der Kultur, der Tradition, der deutschen Sprache.

Den russischen Bewohnern der Wolgarepublik versichern sie: keine Rückforderung des 1941 beschlagnahmten Eigentums, keine Verdrängung der jetzigen Bewohner, sondern Bau neuer Orte!

Am 13. September 1989 erklärte der Oberste Sowjet, dass „den Sowjetdeutschen eine Staatlichkeit in Form einer Autonomie gewährt und eine Reihe von nationalen Rayons und Dorfsowjets“ geschaffen werden sollten. Die Autonomiebewegung (mittlerweile von der BRD politisch und finanziell durch einen Sonderbeauftragten unterstützt) sollte die Massenausreise eindämmen.

Am 1. Juli 1991

wurde im Altai - Gebiet die Bildung eines deutschen nationalen Rayons durch Erlass ermöglicht; in den sibirischen Gebieten um Omsk, Nowosibirsk und Tomsk, den am stärksten zusammenhängenden Siedlungsgebieten, lebten noch 500.000 Deutsche. Mit ihnen wurden 1991 und 1992 zwei „Deutsche Nationale Rayons“ gebildet; das erste in Halbstadt, das zweite im Gebiet Omsk in Asowo. Diese förderte die BRD genauso wie zwei Projekte im Gebiet Wolga, Wolgograd und Saratow. Bis Mitte 1994 bekommen diese letzteren Rayons Fördermittel in Höhe von 150 Millionen DM.

Doch der erhoffte Erfolg - Stopp der Ausreise - stellt sich - aus verständlichem Miss-

trauen gegenüber der russischen Regierung - nicht ein. Es scheint, als würden die westlicheren Rayons als Zwischenstopp für Ausreisewillige aus den östlichen Gebieten benutzt.

Der Landrat des Gebietes Omsk stellte im Infodienst fest: „Für zwei wegziehende Deutsche kommen drei aus Mittelasien nach.“

Die Lage in Mittelasien - Kasachstan, Tadschikistan, Kirgisien und anderen Republiken mit deutschen Bevölkerungsanteilen - ist durch die mittlerweile selbständigen Staaten sehr unsicher geworden durch Bürgerkriege und Nationalitätenkonflikte.

Der „Umweg“ zur Ausreise über die russische Föderation ist sicherer, da es mit den anderen Staaten keine Verträge gibt.

Bis 1994 ist gut eine Million Russlanddeutscher ausgesiedelt. Bis 2004 rechnete man mit einer jährlichen Quote von 22.000; dies sollte dann das Ende der Ausreisewellen bedeuten.

Und dies ist die 6. Krise

für das Russlanddeutschtum in der ehemaligen Sowjetunion (UdSSR), die schwerste und zugleich größte nach dem 2. Weltkrieg:

Die massenhafte Aussiedlung in die Bundesrepublik mag für den Einzelnen ein Gewinn sein, für die zurückbleibende Gruppe ein großer Verlust. Auch diese Gruppen werden in absehbarer Zeit verschwunden sein, und als Russlanddeutscher wird nach 200 Jahren kaum noch einer in „dieser alten Heimat“ leben.

Literaturverzeichnis

„**Auswanderungen aus Hessen**“ (Ausstellung der Hessischen Staatsarchive zum Hessentag 1984 in Lampertheim), 2. verbesserte Auflage 1986 – Marburg. - Hess. Staatsarchiv.

Unter wissenschaftlicher Mitarbeit von:

Privat-Doz. Dr. Inge Auerbach, Hess. Staatsarchiv Marburg, Dr. Jürgen Rainer Wolf, Hess. Staatsarchiv Darmstadt, Dr. Winfried Schüler, Hess. Staatsarchiv Wiesbaden

Bundeszentrale für politische Bildung

Informationen zur politischen Bildung, (Heft 267), Die Entwicklung in Russland und in der Sowjetunion.

Hoffmann, Hermann

Auswanderungen nach Rußland im Jahre 1766, in: Mitteilungen der Hessischen Familiengeschichtlichen Vereinigung (Darmstadt), Band 1, Darmstadt 1925-1928, S. 109 ff.:

„Im Copulationsregister des evangelischen Pfarramts Büdingen aus dem Jahre 1766 finden sich 375 Eheschließungen eingetragen, die damals auf Veranlassung und Verlangen des Russischen Kayserlichen Commissariates zwischen Personen erfolgten, die als Colonisten nach Rußland auswanderten. In Anbetracht des besonderen Interesses dieser Auswanderungen, sowohl für die Colonisationsgeschichte Rußlands wie für die Familienforschung in Hessen und den Nachbargebieten werden die Personalien der auswandernden Eheleute, wie sie im Büdinger Kirchenbuch eingetragen sind, hier mitgeteilt.“

In den zwischen dem 24.2.1766 und dem 8.7.1766 erfolgten Eheschließungen findet sich am 14.4.1766 auch der Eintrag: „*Valentin Reich v. Niederrohmen m. Elisab. Trimberin v.*

Rauschenberg“ (S. 114 des o. g. Buches)

Genaue Herkunftsangaben finden sich nur bei einem Teil der Eintragungen. Bei anderen sind oft gar keine Herkunftsangaben erfolgt, manchmal ist das damalige Territorium genannt: aus dem Mainzischen, aus dem Darmstädtischen, aus dem Meiningschen, aus dem Würzburgischen, aus Holland, aus dem Löwensteinischen, aus der Franche Comté, aus dem Württembergischen etc. Die Auswanderer stammten überwiegend aus vielen verschiedenen Staaten, die das heutige Hessen bilden oder daran angrenzen, es gab aber auch einzelne Kolonisten aus Frankreich und Holland. Büdingen in der kleinen Grafschaft Isenburg-Büdingen war offenbar der Sammelplatz für die Rußlandauswanderer, da vermutlich andere größere Territorien wie Hessen-Kassel, HessenDarmstadt, das geistliche Fürstentum Fulda ihr Gebiet als Sammelplatz verweigerten und an einer zahlreichen Auswanderung ihrer Untertanen ganz sicher nicht interessiert waren. Familien namens Trümper/Trimber sind vom 16. bis 19. Jahrhundert in Rauschenberg ansässig gewesen.

(recherchiert von Helmut Klingelhöfer/mit Hinweisen auf Rauschenberg)

Ingenhorst, Heinz

„Die Russlanddeutschen“, Aussiedler zwischen Tradition und Moderne, Campus Verlag, Frankfurt 1997, Forschung Bd. 747, ISBN 3-593-35731-3, S. 25

Paust, Ingerose

„In der Ferne reift mein Weizen“, Brunnen-Verlag, Gießen, 1. Aufl. 2005, ISBN 3-7655-3839-6

